Judith

oder

Die Franzosen in Worms.

Eine historische Novelle

von

Luitpold Baumblatt.

Worms.
Verlag von Daniel Schmidt
(vormals F. W. Kunze).
1857.

Judith

oder

Die Franzoſen in Worms.

Eine hiſtoriſche Novelle

von

Luitpold Baumblatt.

Worms.
Verlag von Daniel Schmidt
(vormals F. W. Kunze).
1857.

BRITISH MUSEUM

„Böſe Zeiten! ſchlimme Zeiten!“
Hört man heute oftmals rufen;
Doch gedenkt man nicht der Leiden,
Die die alten Zeiten ſchufen.

MUSEUM

Erstes Kapitel.

Das Trinkgelage.

Auf dem linken Rheinufer, zwischen dem Odenwald und dem Haardtgebirge, breitet sich ein weites Thal aus, das wegen seiner herrlichen Gefilde, seines üppigen Wiesenwachses und seiner kostbaren Rebenpflanzungen schon in den ältesten Zeiten den bevorzugten Namen „Wonnegau“ erhielt. Die Dichter des Alterthums fanden hier den Stoff zu jenen Balladen und Gesängen, wodurch sie sich als deutsche Sänger verewigten, und das „Niebelungenlied“ ward hier zuerst gesungen.

Die Fülle der Naturschönheiten, der Reichthum der ewig schaffenden und nie ermüdenden Schöpferhand, sowie die liebliche Begrenzung des silberhellen Rheinstroms, bilden in dieser Ebene einen Garten, der mit Recht „der Garten Deutschlands“, von Einigen auch „das deutsche Eden“ genannt wurde.

In der Mitte dieser friedlichen, weder von Bergen unterbrochenen, noch von Wäldern beschatteten Land-

schaft liegt das altehrwürdige Worms, das wegen seiner denkwürdigen Vergangenheit und seiner erlebten Schicksale wohl das „Hartgeprüfte" genannt werden dürfte. Es ist ein Denkmal der Wandelbarkeit des Glückes, wie der Rhein wenige an seinen Ufern sieht, ein uraltes Denkmal, da schon zur Zeit des Königs Cyrus eine Stadt hier gestanden haben soll.

Die reizende und fruchtbare Ebene, in deren Mitte die heutige Stadt liegt, hatte schon während der ausgebreiteten Macht der Römer für diese eine besondere Anziehungskraft, und, das Schöne immer mit dem Nützlichen vereinend, ließen sie sich gerne hier nieder, opferten ihren Göttern und entwarfen Pläne zu ihren Eroberungen.

So gewann der Ort nach und nach immer mehr an Bedeutung, die sich später, unter den deutschen Kaisern, noch höher steigerte, bis endlich die Stadt einer der liebsten Aufenthaltsorte der Beherrscher Deutschlands wurde.

Jetzt schmückten herrliche Paläste und prachtvolle Kirchen das zur freien Reichsstadt erhobene Worms, und sein majestätischer Dom war eine der schönsten Zierden der Rheinlande.

Die Stadt wuchs, theils von der Natur so liebevoll bedacht, theils von dem Fleiße und der Kunst der Menschenhände sorgfältigst gepflegt, zu einer der großartigsten Städte des deutschen Reichs heran, bis

sie endlich ihren höchsten Glanzpunkt erreichte und der Name „Worms am Rhein“ allenthalben einen guten Klang hatte.

Aber diese große Schöpfung menschlichen Fleißes und menschlichen Geistes sollte mit der Zeit erfahren, daß auch sie, so wie jedes Menschenwerk, nicht fortbestehen, sondern bei der Nachwelt nur in der Erinnerung fortleben solle.

Zur Vollziehung dieses allgemeinen Naturgesetzes wurde Ludwig XIV., König von Frankreich, auserkoren, der sich als Attila des siebzehnten Jahrhunderts hervorthat, den er, mindestens an den Ufern des Rheinstromes, zu erreichen strebte und in der That auch erreichte.

Die Stadt Speyer war mit ihrem herrlichen Kaiserdome gefallen, und nun sollte auch deren Schwesterstadt Worms demselben Schicksale erliegen. Im October des Jahres 1688 zogen die gefürchteten Gäste unter dem Obrist Boicenell daselbst ein, nahmen von den schönsten Palästen Besitz und richteten sich als Herren des Platzes ein. Die Truppen herrschten nach Willkür, ohne Rücksicht auf die Vorstellung der Bewohner, daß ihnen vom Intendanten de la Goublière von Mainz aus die Versicherung gegeben worden sei, der König wolle ihre Gesetze nicht verletzen und sie selbst vor jeder Unbill schützen.

Boicenell hatte den Bürgerhof bezogen und

denſelben mit ſeinen Adjutanten und ſeiner Dienerſchaft beſetzt. Dieſes Gebäude war nach der Zerſtörung der Kaiſerburg und des Reichspalaſtes — erſtere ſtand dem Bürgerhofe gegenüber, letzterer aber in der Nähe des Bergkloſters — eines der prachtvollſten jener Zeit und das ſchönſte in Worms. Es hatte herrliche Gemächer, und die darin befindlichen Kaiſerſäle waren mit einem ſeltenen Reichthum an Goldverzierungen und Stukkaturarbeiten geſchmückt. Hier hatten die Kaiſer während ihres Aufenthaltes in der alten Reichsſtadt gewohnt, und dieſer Prachtbau galt für eine der ſchönſten kaiſerlichen Burgen im deutſchen Reiche.

In einem dieſer Gemächer ſaßen eines Abends mehre franzöſiſche Officiere um einen mit Flaſchen wohl beſetzten runden Tiſch. Die Söhne Galliens verſchmähten den deutſchen Labetrunk nicht, unter dem ſich auch manche Flaſche Liebfrauenmilch befand, die ihren Zungen beſonders zuſagte und ſie ſo heiter und froh ſtimmte, als wären ſie Alle Könige der Erde. Sie ſangen muntere Lieder, ließen ihren ruhmgekrönten Ludwig hoch leben, tranken auf das Wohl aller Schönen und vergaßen auch der deutſchen Jungfrauen nicht, da, wie Einige bemerkten, es auch unter dieſen manche gebe, der es nicht an Liebreiz und Anmuth fehle.

„Ja, Kameraden!“ ſagte der Lieutenant Diliade mit Begeiſterung, „ſie verdienen es, daß man ſie hoch

leben lasse; denn ich habe hier Mädchen gesehen, die unsere Pariserinnen noch bei weitem übertreffen."

„Oho! meinte ein alter Capitain, der seinem Untergebenen gegenüber saß. „Unsere Pariserinnen lasse ich nicht so leicht aus dem Sattel heben. Sie sind das unter den Mädchen, was die Rose unter den Blumen ist. Reichen Sie mir das schönste Bouquet, Herr Lieutenant, und ich achte es nicht sehr hoch, wenn keine Rose darin ist; ebenso wird mich auch der gewählteste Damenzirkel nicht leicht begeistern, wenn ich die Französin darin vermisse. Nur die Französin, und ausschließlich die Pariserin, erfrischt und belebt ihre Umgebung, so wie die Rose ihren Wohlgeruch auf ihre Schwestern überträgt und diesen einen Theil ihrer Herrlichkeit mittheilt."

„Ich verachte die Rose keineswegs," erwiderte Diliade, „und will sogar zugeben, daß sie die Königin der Blumen sei. Aber ich kenne ein Blümchen, das ich eben so ungerne in einem Bouquet vermissen würde, wie Sie Ihre Rose. Denn wenn es sich auch minder prunkvoll entfaltet, so verbreitet es nichtsdestoweniger einen herrlichen Wohlgeruch und überrascht uns um so mehr, als es seinen Segen mit so lieblicher Bescheidenheit ausstreut. Ich meine das Veilchen, jenes kleine Blümchen, das in stiller Zurückgezogenheit gedeiht, nur mit Mühe aufgefunden wird und sein Köpfchen zur Erde senkt, als schäme

es sich, dem Könige der Schöpfung seine geringen Dienste anzubieten. Welch ein Wohlgeruch entströmt aber nicht dessen bescheidenen Blättchen! Wir können uns von der kleinen Freundin kaum trennen und schlürfen die balsamischen Düfte wonnetrunken ein."

„Und dieses bescheidene, wohlriechende Blümchen —" unterbrach ihn der Capitain lächelnd.

„Es gleicht der sittsamen deutschen Jungfrau," erwiderte Diliade erröthend.

Diese Antwort wurde von sämmtlichen Officieren mit einem lauten Gelächter begleitet, das wohl schlimme Folgen hätte haben können, wenn nicht einer derselben den beleidigten Diliade, der zornentflammt aufstand, zu beruhigen gewußt hätte.

„Es war nicht so bös gemeint, Diliade", sagte er, indem er ihn sanft auf seinen Sitz zurückdrängte, „und die Kameraden hatten nicht die Absicht, Dich zu beleidigen, sondern waren nur überrascht, daß die deutschen Mädchen in Dir einen so warmen Vertheidiger gefunden haben."

„So war es auch!" riefen sämmtliche Officiere wie aus einem Munde. „Wir hätten nicht geglaubt, daß Du die Pariser schöne Welt, die Du so oft in den Sälen Deines Vaters, des Herrn Generals, versammelt sahst, so bald vergessen würdest."

Diliade begnügte sich mit dieser Erklärung, und die Unterhaltung nahm eine andere Wendung. Die

Officiere sprachen den Flaschen fleißig zu; doch wollte es dem Sohne des Generals nicht behagen, noch ferner an ihrem Gelage Theil zu nehmen. Er verließ seinen Platz und zog sich mit dem jungen Kameraden, der ihn beschwichtigt hatte, in eine Fensterbrüstung zurück.

„Mein Freund!“ sagte er, als er sicher war, von den Uebrigen nicht gehört zu werden, „ich hätte es selbst nicht geglaubt, daß ich unter den in unserer Heimath so wenig beachteten Deutschen eine Schönheit finden würde, wie ich mir sie in meiner kühnsten Phantasie nicht träumen ließ; eine Schönheit, wie sie der Pinsel des größten Meisters noch nicht zu entwerfen gewagt hat und die er auch nimmermehr auf die Leinwand zu zaubern vermöchte. Ein solches Mädchen habe ich hier gesehen, mein Freund, und ich gestehe es Dir offen: dieses Mädchen beschäftigt mich unabläßig und verläßt mich selbst in meinen Träumen nicht.“

„Wie wird sich da Dein Vater freuen,“ bemerkte sein Freund lächelnd, „wenn Du ihm eine so hübsche Schwiegertochter in die Arme führst.“

„Scherze nicht, Durand!“ entgegnete Diliade. „Von einer Schwiegertochter kann hier keine Rede sein, denn das Mädchen wird wohl nie mein Weib werden.“

„Das wäre doch sonderbar! Wer will Dich hin-

dern, sie als Dein Weib heimzuführen, wenn sie Dir gefällt?“

„Wer, fragst Du, Durand? Ein mächtiger Gegner, ein unüberwindlicher Feind, ein unbesiegbarer Kämpfer, der dem schärfsten Schwerte trotzt und sein vermeintliches Recht mit eiserner Beharrlichkeit behauptet. Es ist das Vorurtheil, mein Freund, das durch Jahrhunderte geheiligte Vorurtheil.“

„Ich verstehe Dich nicht, Diliade; erkläre Dich deutlicher.“

„Das Vorurtheil, lieber Durand, ist ein schlimmer Feind, gegen den nicht nur der Arm des tapfersten Soldaten erlahmt, sondern der selbst der kühnsten Politik trotzt und sich zu allen Zeiten zu behaupten gewußt hat. Doch, ich will mich kurz fassen und Dir mit wenigen Worten sagen, daß meine Angebetete eine — Jüdin ist.“

„Ein Judenmädchen?“ fragte Durand betroffen, „ein Abkömmling des heiligen Ludwig liebt ein Judenmädchen? Geh, Diliade, das ist Dein Ernst nicht, und es ist gewiß nur ein vorübergehender Liebesrausch, der wie eine Seifenblase verschwindet, wenn Du erst zur Besinnung gekommen sein wirst.“

„Nein, mein Herzensfreund! Du irrst Dich in mir, wenn Du glaubst, ich verstünde den Sinn dieses Wortes nicht in seiner vollsten Bedeutung. Ich liebe das Mädchen mit der ganzen Kraft meiner Seele,

mit einer unauslöschlichen Glut, mit einem Feuer, das alle meine Adern durchrieselt und mich aufzuzehren droht.“

„Beruhige Dich, mein Freund, und mäßige Dein Ungestüm. Vertraue Dich mir an und erzähle mir, wie und wo Du diese schöne Jüdin kennen gelernt hast und durch welchen Zauber sie Dich so zu umstricken wußte.“

„Du verkennst sie, lieber Durand, wenn Du glaubst, sie habe es darauf angelegt, mich zu fesseln. Mein Liebesgram ist ihr bis jetzt noch ganz unbekannt, und sie ahnet den Sturm nicht, den sie unbewußt in mir heraufbeschworen hat. Doch, ich soll Dir ja erzählen, wie ich sie kennen gelernt habe:

„Es sind heute gerade acht Tage und ich war noch nicht ganz von dem Fieber befreit, das mich kurz nach unserer Ankunft in hiesiger Stadt ergriffen hatte, als mich die Frühlingssonne ins Freie lockte. Ich machte einen Spaziergang nach der benachbarten Maulbeerau, wo ich die schöne Gegend in Augenschein nehmen und meine wiederkehrende Gesundheit kräftigen wollte. Dort angekommen, sah ich in einiger Entfernung zwei Frauen, eine ältere und eine jüngere, die damit beschäftigt waren, eines der spärlichen Kräuter zu suchen, die die Jahreszeit bietet. Die Neugierde trieb mich an, zu erfahren, was es wohl sein möge, und ob ich nicht vielleicht eine Pflanze oder

eine Wurzel kennen lerne, die mir Dienste leisten könne. Als ich Beiden nahe genug war, um sie genauer betrachten zu können, vermuthete ich, daß sie Mutter und Tochter sein müssen, was ich im Verlauf unserer Unterhaltung auch bestätigt fand. Ich grüßte sie und sagte, daß sie mich verbinden würden, wenn sie mir den Namen und die Wirkung der Pflanze angeben wollten, die sie sammelten und wovon das Mädchen schon einen ziemlichen Vorrath in einem Körbchen hatte. Sie sahen sich verlegen einander an, und erst auf meine wiederholte Bitte erklärte mir das Mädchen, daß sie nichts von der der Pflanzenwelt innewohnenden Kraft verstünden und nur Kerbel gesammelt hätten, den der Vater zur Feier des Osterfestes brauche, da es bei ihrem Volke Sitte sei, daß am Vorabend dieses Festes vom Familienvater einem jeden Familienglied unter andern Kräutern auch etwas Kerbel gereicht werde.

„Ich wußte nun, daß diese blendende Schönheit einer Judenfamilie angehöre; aber nichtsdestoweniger hat sie schon mit diesen wenigen Worten einen Eindruck auf mich gemacht, der ewig unverwischlich bei mir bleiben wird. Von einer unerklärlichen Macht angezogen, setzte ich die Unterhaltung fort und fragte noch Dieses und Jenes. Sie gab mir willig Bescheid und sagte mir, daß ihr Vater in der Judengasse wohne und wegen seiner Frömmigkeit und großen

Gelehrſamkeit bei ſeinem Volke hoch in Ehren gehalten werde.

„Das iſt es, was ich von meiner Schönen weiß, lieber Durand! Seitdem läßt es mir keine Ruhe; ich gab mir ſchon alle Mühe, ſie zu vergeſſen, aber jeden Morgen und jeden Mittag, ſowie zu jeder andern freien Stunde, zieht es mich in die Judengaſſe hin, wo ich ſie zu ſehen glaube. Aber, ſei es Zufall oder Abſicht, ſeit jenem Tage habe ich ſie nicht mehr zu ſehen bekommen. Rathe mir nun, mein Herzensfreund! Du biſt der Einzige, dem ich mich anvertrauen darf, ohne befürchten zu müſſen, mich dem Hohne und dem Geſpötte preis zu geben. Du haſt ein gefühlvolles Herz und biſt jedem Unrechte abhold. Was ſoll ich thun und wie iſt der Sturm zu beſchwichtigen, der in meinem Innern tobt und mich aufzureiben droht?“

„Ich danke Dir für Deine Offenheit, lieber Diliade,“ entgegnete Durand gerührt, „und gebe Dir die Verſicherung, daß ich Dir in dieſer Herzensangelegenheit als treuer Freund zur Seite ſtehen werde. Für jetzt aber kann ich Dir nur rathen, Dich zu mäßigen und Deine kaum hergeſtellte Geſundheit nicht von neuem zu gefährden. Zeige Dich als ein Mann, der ſeinen Muth nicht nur im Kampfe mit dem äußern Feinde erprobt, ſondern auch den Willen und die Kraft beſitzt, ſeine inneren Feinde zu beſiegen. Denn

als ſolche betrachte ich jene Wünſche, an deren Erfüllung wir zweifeln und die zu Leidenſchaften heranwachſen, welche mächtig in unſerm Buſen wüthen und uns zu vernichten drohen. Darum Geduld und Mäßigung, mein Freund! Laß ſehen, was die nächſte Zukunft bringt und vertraue meiner aufrichtigen Freundſchaft, die bereit iſt, Dir beizuſtehen, wo und wie ſie es nur vermag.“

Diliade drückte ſeinem Freunde die Hand, und Beide verließen die zechenden Kameraden, die bis tief in die Nacht hinein beiſammen blieben und dem deutſchen Rheinweine alle mögliche Ehre erwieſen.

Zweites Kapitel.

Eine Familie.

Der alte Akiba Ben Baruch ſaß in der Mitte der Seinigen auf einem hohen Sitze, an deſſen oberſtem Ende mehrere Polſter übereinander lagen, auf die der greiſe Familienvater zuweilen den linken Arm ſtützte. Er las aus einem, mit vergilbten Pergamentblättern verſehenen und zierlich geſchriebenen Buche den „Auszug aus Aegypten“ vor und redete viel von dem Wun-

der im rothen Meere, durch das die so lange Bedrängten trockenen Fußes gingen, sowie von den Thaten des Lehrers und Gesetzgebers Moses und der ihn beseelten Gotteskraft, durch die allein es ihm möglich war, sein im Sklavendienst beinahe verkommenes Volk nach und nach auf den großen Tag vorzubereiten, an dem ihm das Gesetz auf dem Berge Sinai verkündet werden würde.

Es war am Vorabend des Passahfestes, wo jeder israelitische Familienvater verpflichtet ist, den Jahrestag jenes erfolgreichen Ereignisses mit seinen Angehörigen auf ähnliche Weise zu feiern. Ben Baruch war festlich gekleidet, denn er trug den Anzug, den er am Versöhnungstag zu tragen pflegte. Dieser war aber nichts minder als kostbar, denn er bestand einfach aus einem langen Todtenhemde, das um die Lenden mit einem künstlich gearbeiteten silbernen Gürtel umschlossen war. Seine Kopfbedeckung bildete ein rundes schwarzes Käppchen und um seine Schultern hing ein mit Spitzen verbrämter Kragen von weißer Leinwand.

Das Aeußere des alten Mannes flößte Ehrfurcht ein. Sein schneeweißer langer Bart hing auf sein blinkendes Gewand herab, mit dessen Farbe er zu wetteifern schien; seine hohe Stirne, seine schwarzen, noch von jugendlichem Feuer belebten Augen, sowie seine stark gebogene Nase und sein spitzes Kinn ließen

den echten Sohn des Morgenlands in ihm erkennen. Sein Vortrag war lebendig und überzeugend, und aus den mitunter eingelegten talmudiſchen Sätzen in der Originalſprache war zu entnehmen, daß dieſe ſeinen Zuhörern nicht fremd ſein müſſe.

Seine Umgebung beſtand aus drei Perſonen.

Ihm zur Rechten ſaß eine alte Matrone. Es war Mutter Lea, die Ehehälfte des Hausvaters, die der Leiden und Freuden ſchon manche mit ihm getheilt haben mochte. Sie bot ein Bild der ruhigen Beſonnenheit und der geduldigen Ergebung dar. Ihre ſanften Züge, welche noch in ihrem hohen Alter verriethen, daß ſie einſt von untadelhafter Schönheit geweſen ſein mußten, glichen dem ruhigen Spiegel eines See's, deſſen Tiefe noch vor Kurzem von einem heftigen Orkane durchwühlt wurde, der aber jetzt des ſtürmiſchen Feindes vergeſſen zu haben ſcheint und ſich geglättet und geebnet weithin ausbreitet. Sie war eine aufmerkſame Zuhörerin ihres Eheherrn, der aber ſeinen Vortrag mehr an ſeine jüngere Umgebung richtete, die ſeinen Worten ebenfalls begierig und mit ungetheilter Aufmerkſamkeit lauſchte.

Es war ein Jüngling und eine Jungfrau, die ſich rechts und links an das greiſe Ehepaar angeſchloſſen hatten. Der männliche Zuhörer war der Sohn des Hauſes, auf deſſen Geſichte der würdige Ernſt des Vaters und die ſanfte Milde der Mutter in ſchönſter

Uebereinſtimmung ineinander ſchmolzen. Sein Kinn wurde von einem leichten Flaum beſchattet, der ſeinen feurigen Blick und ſeinen ſchwarzen Lockenkopf äußerſt vortheilhaft hervorhob.

Neben der Mutter, und dem Jüngling gegenüber, ſaß des Letztern Schweſter Judith. Sie war eine jener orientaliſchen Schönheiten, die höchſt vollkommen aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ſind. Ihr rabenſchwarzes Haar hing in ſchweren Flechten über ihre Schultern herab; ihre regelmäßigen Geſichtszüge, die dem anſpruchsvollſten Künſtler nichts zu wünſchen übrig ließen, ſtrotzten von Fülle und lebendigſter Friſche, und die ſanft gebogene Naſe, die zierlich gewölbte Stirne und die blutrothen Lippen, im Verein mit den von ſtarken Brauen beſchatteten großen ſchwarzen Augen, hätten als herrliches Muſter dienen können, um ihre Namensſchweſter, jenes ſchöne und muthige jüdiſche Weib, das einſt ſein Volk durch eine kühne und heldenmüthige That errettete, auf der Leinwand zu verewigen. Auch die kräftige Geſtalt des Mädchens erinnerte an jene Heldin des Alterthums, und wenn ſie ſich zuweilen erhob, um dem Vater Dieſes oder Jenes zu reichen, ſo fehlte ihr nur das Schwert der Judith, um deren Bild vollſtändig zu vergegenwärtigen.

Die Tafel, um welche die Familie ſaß, gab ein Zeugniß von Akiba's Reichthum. Silberne und gol-

dene Gefäße von künstlicher Arbeit schmückten einen mit kostbarem Damast bedeckten runden Tisch, von dem aus mehrere Wachskerzen ein blendendes Lichtmeer über das ganze Zimmer ergossen. Auf dem Kamine standen Rauchgefäße, aus denen balsamische Düfte hervorstiegen, die die Atmosphäre mit jenem Wohlgeruch erfüllten, durch den wir in ein so unsäglich behagliches und wonnevolles Gefühl versetzt werden.

Man hätte glauben sollen, die hier Versammelten gehören zu jenen seltenen Glücklichen, die das Bewußtsein gänzlicher Sorglosigkeit in sich tragen und nie einen unerfüllten Wunsch hegen. Diese Vermuthung erhielt sich so lange, als Akiba vorlas und von der großen Geschichte seines Volkes erzählte. Als aber die denkwürdigsten Begebenheiten der pharaonischen Zeit erörtert waren und Ben Akiba das ungesäuerte Brod vertheilt hatte, fing er an von den Tagesereignissen zu reden, und jetzt war es auch seinen Zuhörern gestattet, ihre Ansichten zu äußern.

„Ja, Kinder," fuhr er in seinen Betrachtungen fort, „es sind harte, böse Zeiten, in denen wir leben. Doch wird der Gott Jehova uns nicht untergehen lassen, denn er ist allbarmherzig und seine Güte währt ewig."

„Mir bangt es sehr, Vater!" sagte Mutter Lea mit besorgter Miene. „Die Franzosen sind schlimme Leute, und was soll aus uns und unsern Kindern

werden, wenn sie uns ihren Uebermuth fühlen lassen? Wer wird uns beistehen? und werden sich ihnen nicht selbst hiesige Christen anschließen, um uns arme Juden zu verfolgen?"

„Verzage nicht, Mutter!" tröstete Ben Baruch, „der Gott unserer Väter wacht über uns und läßt uns nicht untergehen. Bedenke nur, welchen Gefahren die Bekenner des alten Bundes schon ausgesetzt waren, wie oft die zerstörende Axt des Judenhasses schon an den alten Baum gelegt wurde und wie dieser immer wieder von neuem ergrünte und frische Sprößlinge trieb. Was haben unsere Ureltern nicht schon hier in Worms erduldet! Die Christen haben ihnen zu allen Zeiten hart zugesetzt und sind gerade mit den hiesigen Juden sehr grausam verfahren, während es ihnen doch bekannt war, daß Worms mehrere Jahrhunderte vor der Geburt ihres vermeintlichen Erlösers schon eine Judengemeinde hatte und diese an der Kreuzigung desselben keinen Antheil nehmen konnte. Aber gleichviel! man verfolgte sie, man tödtete einen großen Theil der Unsrigen, man kerkerte sie ein und ließ sie unter den grausamsten Martern verschmachten. — Doch kamen wieder bessere Zeiten, der zürnende Jehova wurde durch unsere Gebete wieder versöhnt und es entstand eine neue Gemeinde. Sei daher getrost, meine Liebe! denn derselbe Jehova wird uns auch jetzt beschirmen und behüten."

„Ich ſtimme dem Vater bei,“ ſagte Ruben, der Sohn des greiſen Ehepaars. „Das Vertrauen auf den Allerhöchſten darf uns in dieſer Zeit der allgemeinen Noth nicht verlaſſen und wir müſſen gemeinſchaftlich mit unſern chriſtlichen Brüdern handeln. Was aber die Mutter befürchtet, wird wohl nimmermehr eintreffen. Die Judenverfolgungen kehren nicht wieder und die Zeiten ſind vorüber, wo man unſerem Volke die unſinnigſten Verbrechen zur Laſt legte. — Aber die Gefahr iſt deshalb nicht minder groß, und bedroht ſie uns auch nicht ausſchließlich, ſo dürfen wir doch nicht glauben, daß ſie darum gar nicht vorhanden ſei. Ja, ſie iſt vorhanden, und wir ſtehen am Vorabend eines Ereigniſſes, das uns Alle, Chriſten wie Juden, zu Bettlern machen wird.“

„Wäre es ſonſt nichts als dieſes,“ bemerkte Judith, „ſo könnten wir uns noch tröſten. Was wäre es auch, wenn ſie einen Theil unſerer Habe raubten? Würden wir dann dem Mangel preis gegeben ſein? Ich glaube es nimmermehr! Der Gott unſerer Väter hat eine reiche Vorrathskammer und ſeine Vaterhand hat ſich noch nie geſchloſſen, wenn ſeine Kinder um ihr tägliches Brod zu ihm beteten. Aber mir bangt es um etwas Anderes: Die übermüthigen Soldaten haben ſich an manchen Orten Vergehen zu Schulden kommen laſſen, die die gute Sitte verletzen, und es ſoll den Anführern nur mit Mühe gelungen ſein, das

brutale Benehmen ihrer Untergebenen zu zähmen. Ich fürchte daher mehr die Rohheit, als die Habsucht dieſer Menſchen.“

„Verzage nicht, Schweſter! Ich werde Dir ſchützend zur Seite ſtehen und Dich vor jeder ungeziemenden Behandlung mit meinem Blute vertheidigen. Auch traue ich Dir jene Kraft zu, jene unüberwindliche Kraft, die ſelbſt den Tollkühnſten entwaffnet. Ich meine die Kraft der reinen Seele, den feſten Willen, die eigene Würde mit dem eigenen Herzblut zu vertheidigen. Das ſind Bollwerke, geliebte Schweſter, gegen die ſelbſt ſchon die wildeſten Barbaren ihre Kräfte nutzlos vergeudet haben. Darum Muth, liebe Judith! Muth und Gottvertrauen!“

„Ja, Muth und Gottvertrauen,“ wiederholte das Mädchen mit Begeiſterung, „dieſe beiden Stützen ſollen uns in der Zeit der Noth aufrecht halten; uns kräftigen, wenn wir ſinken wollen; uns beſchützen, wenn wir in Gefahren ſchweben und uns ermuthigen, wenn wir alle Hoffnung auf beſſere Zeiten verſchwunden glauben.“

„Mutter!“ ſagte Akiba zu ſeinem Weibe, während Beiden Thränen über die Wangen floſſen, „Mutter Lea! hörſt Du, wie ſie ſich einander tröſten und ſtärken? So iſt's recht, meine Kinder! das thut Euern Eltern wohl. Komm näher, Ruben! komm, liebe Judith! kommt her zu Euern Eltern, damit ſie Euch

ſegnen und den Beiſtand Gottes auf Euch herabrufen. Der Gott Abraham's, Iſaak's und Jakob's ſegne und bewahre Euch! er überſchütte Euch mit der Fülle ſeiner Gnade und verlaſſe Euch nicht in der Zeit der Trübſal und der großen Gefahr, die über Euern und unſern Häuptern ſchwebt."

Mit dieſem Segen wollten Bruder und Schweſter ihre Eltern verlaſſen, als heftig an die Thüre geklopft wurde und mehrere Gäſte mit Ungeſtüm Einlaß begehrten.

Die Familie ſah ſich erſchrocken einander an; denn unter den obwaltenden Verhältniſſen und zu dieſer Stunde war wohl kein freundlicher Beſuch zu erwarten. Akiba gab ſeinen Kindern durch ein Zeichen zu verſtehen, die ſilbernen und goldnen Gefäße zu beſeitigen, und als dieſes geſchehen war, ging Ruben hinaus, um die Thüre zu öffnen, worauf mehrere Franzoſen in das Zimmer drangen und mit ſchweren Zungen Wein verlangten. Ruben ſchenkte ihnen ein; aber damit nicht zufrieden, ſetzten ſich die ungebetenen Gäſte zur Seite ihres Wirthes und fingen an es ſich bequem zu machen.

„Wollen auch ſein bei dem Judenfeſt!" ſagte einer der rohen Geſellen lallend zu dem alten Manne, „und auch trinken von dem Koſcherwein. Sollſt leben, alter Kamerad! Stoß an mit die brav Franzos!"

Akiba nahm einen Becher in die zitternde Hand

und that Beſcheid. Mutter Lea bebte ſichtbar zuſammen, während Judith die Farbe zu wiederholten Malen wechſelte. Nur Ruben blieb ruhig und beobachtete jede Bewegung der Unholde, feſt entſchloſſen, Denjenigen die ganze Fülle ſeines Zornes fühlen zu laſſen, der es wagen würde, einem der Seinigen zu nahe zu treten.

„Laß uns eins ſingen, alter Knabe!“ fuhr der Burſche fort, indem er ſich von neuem einſchenkte. „Dein Wein iſt gut und ſchmeckt für die tapfere Soldat. Mußt auch leben laſſen den großen König Ludwig.“

„Laßt das!“ ſagte Ruben mit unterdrücktem Zorne. „Trinket Euern Wein und laßt den alten Mann in Frieden.“

„Nicht raiſonnirt, Rekrut!“ donnerte ihm ein anderer der Geſellen zu. „Subordination iſt ein gut Ding für die brav Soldat. Subordination, Burſch, oder es ſetzt was auf die Rücken.“

Judith ſah ihren Bruder bittend an, während ihn Mutter Lea zu beſchwören ſchien, ſich nicht weiter einzulaſſen. Ruben that ſich Zwang an, ſeinen Unwillen zu verbergen, doch konnte er ſich nicht enthalten, ſich zwiſchen den Vater und die rohen Geſellen zu ſetzen.

„Aha, willſt ſein in unſerer Geſellſchaft, Gelbſchnabel?“ ſagte der zunächſt Sitzende, „biſt aber kein

freundlicher Nachbar. Laß kommen die Dirn dort, die ſoll ſitzen bei die luſtig Kamerad."

Als Judith dieſes hörte, wollte ſie ſich entfernen. Aber kaum hatte ſie ſich von ihrem Platze erhoben, als ſich einer der Gäſte, ihr näherte und ſie zum Sitzen nöthigte. Ruben hatte es nicht ſobald bemerkt, als er ſeinen Vater verließ, auf die andere Seite eilte und den frechen Burſchen mit einem Schlage zu Boden warf. Er nahm hierauf die Schweſter in ſeine Arme und ſagte mit kräftiger Stimme:

„Wage es Keiner, Hand an ſie zu legen, oder, ich ſchwöre es beim lebendigen Gotte: in nächſter Minute zerſchmettere ich ihm die Hirnſchale."

Dieſe Worte waren die Loſung zu einer allgemeinen Verwirrung. Die Soldaten erhoben ſich pfeilſchnell und drängten ſich um das Geſchwiſterpaar, das ſich eng aneinandergeſchloſſen und an das oberſte Ende des Tiſches geſtellt hatte, wo es der Vater und die Mutter mit ihren altersſchwachen Armen zu ſchützen ſuchten.

„Verrath!" brüllten die rohen Buben, „Verrath und Mord! Haut ſie nieder! He, Kameraden, reißt die Dirn aus dem Arm des Miſerabeln und ſteckt in Brand das ganze Judenneſt!"

Jetzt ballte ſich der Troß wie ein Knäuel zuſammen und ſtürzte ſich mit Wuth auf die bedrängte Familie. Schon waren blanke Klingen ſichtbar und

zum Schlage erhoben; ſchon glaubte Akiba, daß er und ſein Haus untergehen würden — als die Thüre raſch aufgeriſſen wurde und zwei Offiziere mit gezogenen Degen in das Zimmer ſtürzten.

„Haltet ein!“ rief der eine von ihnen mit kräftiger Stimme, „haltet ein, Schurken, oder ich durchbohre Euch ſammt und ſonders.“

Dieſe Worte wirkten wie ein elektriſcher Schlag. Die Frevler ließen ihre Opfer fahren und eilten fort, als würden ſie von Furien getrieben.

Die beiden Retter der bedrängten Judenfamilie waren: Der Lieutenant Diliade und ſein Freund Durand.

Drittes Kapitel.

Die Erklärung.

Am andern Morgen war es wieder ſtill und friedlich im Hauſe des alten Akiba. Dieſer wiederholte das allgemeine Dankgebet, das von den Vätern in ähnlichen Fällen gebetet zu werden pflegte und das er ſchon am Abend vorher, als die Retter erſchienen waren, verleſen hatte. Die Familie ſagte jedes Wort in größter Andacht nach und erhob Herz und Auge

zum Allerbarmer. Nur Judith senkte den Blick tief zur Erde und ihr schwarzes Auge schwamm in Thränen. Sie mußte die Größe der überstandenen Gefahr am besten ermessen haben, denn sie war tief ergriffen und schien den Schmerz, von dem die Familie am Abend vorher heimgesucht wurde, heute doppelt zu fühlen. Sie schluchzte und rang die Hände krampfhaft, während Thräne um Thräne über ihre blassen Wangen floß. Sie erinnerte in ihrem tiefen und herben Schmerze an das trauernde Israel, als es, von seiner Heimath vertrieben, sein Schicksal in der Fremde beweinte, fern vom heimischen Boden, fern von der heiligen, zerstörten Burg Zion. Die majestätische Jungfrau, die blendende Schönheit, aufgelöst in Schmerz und Thränen, bot ein Bild des Jammers und des Erbarmens dar, was auch ihren Bruder nach vollendetem Dankgebet zu der tröstenden Aeußerung veranlaßte:

„Beruhige Dich, geliebte Schwester! Die Gefahr ist ja vorüber. Hoffen und vertrauen wir auf den Allerhöchsten, der uns auch ferner beschützen wird."

Doch Judith wollte nichts von Trost, nichts von Hoffnung hören. Sie schüttelte das schöne Haupt verneinend, während ihre Thränen von neuem flossen. Sie schien auf einmal ungläubig geworden und ihr Muth plötzlich gesunken zu sein. Sie antwortete weder auf die liebevollen Worte des Bruders, noch auf die biblischen Trostsprüche des Vaters. Ihre Kraft

war gebrochen, ihre Hoffnung verſchwunden, ihr Vertrauen dahin. Auch die Mutter wollte es verſuchen, die Tiefbekümmerte mit einigen Worten des Troſtes wieder aufzurichten — als die Thüre geöffnet wurde und der Lieutenant Diliade in das Zimmer trat.

Bei deſſen Anblick ſtieß Judith einen Schrei aus und fiel ohnmächtig in die Arme ihres Bruders. Die Mutter eilte erſchrocken hinzu und brachte ſie, unter dem Beiſtande ihres Sohnes, in ein anderes Zimmer. Akiba wollte ebenfalls folgen, doch konnte er ſeinen Gaſt nicht verlaſſen, der, über den Vorfall höchſt betroffen, und wegen Judith's Zuſtand beunruhigt, nicht wußte, ob er bleiben oder gehen ſolle. Akiba hieß ihn Platz nehmen und ſah beſorgt nach der Thüre, durch welche die geliebte Tochter gebracht worden war. Doch ſchon nach kurzer Zeit kehrte Ruben zurück und berichtete, daß ſie ſich wieder erholt habe und ſich unter der Pflege der Mutter leidlich befinde.

„Es thut mir leid", begann Diliade, „daß ich zu ſo ungelegener Zeit gekommen bin. Aber es lies mir keine Ruhe, da ich wiſſen möchte, ob der Auftritt des geſtrigen Abends für die Ihrigen ohne Schaden abgelaufen ſei."

„Ich danke Ihnen, Herr Lieutenant," ſagte Akiba gerührt, „ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre Großmuth. Ich weiß nicht, wodurch mein Haus die Gnade verdient hat, die Sie ihm geſtern erwieſen

haben und mit dem Sie deſſen ärmliches Dach auch heute beglücken. Aber die Urſache möge ſein, welche ſie auch wolle, ſo werden wir uns Ihrer ewig mit Gefühlen des heißeſten Dankes erinnern und Ihr Andenken ſegnen. Der Gott unſerer und Ihrer Väter möge Ihnen vergelten, was Sie für mich und die Meinigen gethan haben; denn wir Sterblichen vermögen nichts für Sie zu thun, was Ihrem edlen Herzen genügen könnte."

„Wer weiß!" ſagte Diliade mit halblauter Stimme, ſo daß dieſe Worte von Vater und Sohn überhört wurden.

„Verſchmähen Sie unſern Dank nicht," fügte Ruben hinzu, „verſchmähen Sie den Dank einer Judenfamilie nicht, die ohne den Beiſtand eines Chriſten verloren geweſen wäre."

„Erinnern Sie mich nicht zu oft daran", erwiderte Diliade ſichtlich bewegt, „daß es nicht meine Glaubensgenoſſen waren, denen ich als Mann von Ehre zur Zeit der Noth beiſtand. Ich geſtehe es Ihnen offen, daß es mir lieber geweſen wäre, ich hätte Sie als Chriſten und Judith als Bekennerin meines Glaubens aus den Händen der Schurken befreit."

Vater und Sohn ſahen ſich verlegen einander an; denn Beiden ſchien aus Diliade's Worten unverkenn-

barer Judenhaß hervorzuleuchten. Nach einem kurzen, peinlichen Schweigen ſagte endlich Ruben:

„Was dieſen Punkt betrifft, Herr Lieutenant, ſo befinden Sie ſich hier auf einem klaſſiſchen Boden. Denn das Judenthum hat innerhalb der hieſigen Mauern eine Geſchichte aufzuweiſen, wie ſie nicht leicht eine andere Stadt der Welt, Toledo etwa ausgenommen, aufzuweiſen hat. Hier haben unſere Väter lange vor der Geburt Ihres Meſſias eine Gemeinde gegründet; hier gab es alſo Juden, ehe die Welt noch Chriſten kannte; hier lehrten unſere Rabbinen und legten das Geſetz aus, unbekannt mit dem Streite, den ihre Brüder mit dem großen Reformator im Orient hatten und der dieſen an das Kreuz brachte. — Aber dieſe Menſchen, die friedlich, beſcheiden und genügſam im Kreiſe der Ihrigen lebten, ſollten in der Folge für die Handlung ihrer orientaliſchen Glaubensgenoſſen einſtehen: ſie wurden von ihren Mitbürgern verfolgt, angefeindet und auf das grauſamſte mißhandelt, und die Tradition erzählt uns von haarſträubenden Grauſamkeiten. Es war eine ſchöne Zeit für das raubluſtige Geſindel, Herr Lieutenant, denn während der Judenverfolgungen gab es immer etwas zu plündern, ja die Rechtgläubigen hielten es für ein gottgefälliges Werk, den Ketzern ihr Hab und Gut zu nehmen und ſie ins Elend zu jagen. Sehen Sie, mein Herr, daß wir hier ein großes Stück Geſchichte auf-

zuweiſen haben, eine Geſchichte, die der Nachwelt mit blutigen Lettern übergeben wurde, eine Geſchichte, die wohl nur für ein kleines Häuflein von Intereſſe iſt, die aber in ihrer Art hinter jener des fluchwürdigen Attila nicht zurückſteht. — Und Sie, Herr Lieutenant, auch Sie, der Sie der aufgeklärteſten Nation der Welt angehören, auch Sie wollen es bereuen, eine Judenfamilie gerettet zu haben? Das ſchmerzt uns tief, und, verzeihen Sie es meiner Offenheit, wenn ich Ihnen ſage, daß wir vor einer Stunde, wo wir Sie noch als unſern rettenden Engel ſegneten, anders über Sie gedacht haben.“

„Verzeihet, edler Jüngling“, ſagte Diliade gerührt, indem er Ruben die Hand reichte, „ſo war es nicht gemeint, und Ihr habt mich mißverſtanden. Nicht Judenhaß, nicht Verfolgungsſucht war es, die mir die geſprochenen Worte, faſt wider meinen Willen, in den Mund legte. Im Gegentheil, ich kannte nie einen Haß gegen Andersglaubende und mißbillige den Streit und den Hader wegen der Art und Weiſe, wie man zu Gott beten ſolle. Aber nichts deſtoweniger beſteht eine Scheidewand zwiſchen Juden und Chriſten, welche zu überſchreiten unſere beiderſeitigen Satzungen verbieten. Darum, meine Freunde, hätte ich gewünſcht, daß dieſe Familie, daß Judiths Eltern Chriſten wären.“

„Geht Ihre Freundſchaft gegen uns ſo weit“,

fragte Ruben etwas betroffen, „daß Sie zu unſerem Beſten wünſchen, wir möchten jener Gemeinſchaft angehören, die nach Ihrer Meinung allein in das Himmelreich eingehen wird? O, dann ſind wir Ihnen für dieſen neuen Beweis Ihres Wohlwollens doppelt verpflichtet. Denn wenn wir auch dieſer freundlichen Einladung nicht folgen werden, ſo war Ihr Wille doch gut, und wir danken Ihnen recht innig für Ihre uns ſo ehrende Aufmerkſamkeit.“

„Verſteht mich recht, mein Freund“, erwiderte Diliade, „und“, fügte er lächelnd hinzu, „glaubet nicht, daß ein franzöſiſcher Offizier ſeine Heimath verlaſſen habe, um in Deutſchland Proſelyten zu machen. Das ſei fern von mir! Und doch iſt es unſere Glaubensverſchiedenheit, die mir ſchon manche peinliche, ſchlafloſe Nacht verurſacht hat. Aber ich ſehe, daß ich mich deutlicher erklären muß, um nicht von neuem mißverſtanden zu werden.“

Und zu Akiba gewendet, fuhr er fort:

„Ihr weißes Haar und Ihr Ehrfurcht gebietendes Aeußere flößen mir die höchſte Achtung für Sie und Ihr Haus ein. Glauben Sie einem jeden meiner Worte, ehrwürdiger Greis! denn es iſt ein franzöſiſcher Edelmann und ein Offizier der königlichen Armee, der mit Ihnen redet. Ich werde daher offen ſein, offen und ehrlich, wie ein Mann es einem Manne gegenüber ſein ſoll. Aber nicht nur als ſol-

cher erſcheine ich heute vor Ihnen, ſondern vielmehr als Schüler vor ſeinem erfahrenen Meiſter. Ihre hohe Einſicht und Ihre Erfahrung bürgen mir dafür, daß Sie die Bitte nicht unerfüllt laſſen werden, mir in einer höchſt wichtigen Angelegenheit Ihren weiſen Rath zu ertheilen. Rathen Sie mir, rufen Sie alle Erinnerungen aus Ihrem vielbewegten Leben zurück und geben Sie mir einen heilſamen, väterlichen Rath, wie ich den Sturm beſchwichtigen ſoll, der in meinem Innern wüthet und mich zu zermalmen droht. Ich liebe, ehrwürdiger Greis! Ich liebe mit aller Kraft des jugendlichen Feuers und — dieſe Liebe macht mich höchſt elend, denn der Gegenſtand derſelben iſt — Ihre Tochter!"

Der Officier ſchwieg. Vater und Sohn waren ſtarr vor Entſetzen. Dieſes Wort ſchien den Stab über Akiba's Familie gebrochen zu haben. Der Greis überdachte in wenigen Augenblicken die Gefahr, die ſeinem Kinde und ſeinem Hauſe drohte. Er war rath- und thatlos, ſein ſtarker Geiſt war auf kurze Zeit von ihm gewichen, er legte die Hände wie zum Gebete übereinander, erhob den thränenſchweren Blick gen Himmel und ſagte mit gepreßter Stimme: „Barmherziger Gott!"

Auf dieſe Worte folgte wieder ein peinliches Schweigen. Das Bekenntniß des jungen Mannes hatte ſich mit der ganzen Wucht ſeiner ſchrecklichen Folgen auf

das Herz des ſtarrgläubigen Mannes gewälzt und es zu zerſchmettern gedroht. Ruben war tief nachdenkend, und hatten Diliade's Worte den Vater ſchon außer Faſſung gebracht, ſo war der Sohn ganz untröſtlich, als er ſich mit ſeinem klaren Verſtande jetzt Judith's Benehmen erklärte. Er konnte ſich nun denken, warum ſie ſo bewegt war und daß nicht ſo ſehr die Gefahr der verfloſſenen Nacht, als vielmehr die Rettung aus derſelben die Kraft der Schweſter gebrochen habe. Der unerwartete Retter hatte ſie verdorben, der Helfer aus der Noth hatte ſie in unabſehbares Elend geſtürzt.

Ruben war tief ergriffen, denn er ſah Judith am Rande eines fürchterlichen Abgrundes ſtehen, und keine Ausſicht auf Rettung. Er ſah im Geiſte, wie ſie die Arme ausſtreckte und ſich mit einer unſäglichen Wolluſt hinabſtürzte; wie ſie Vater, Mutter und Bruder verließ und ſich dem Elende und der Schande preis gab. Ruben litt ſchrecklich, und ſein Schmerz war ſo groß, daß er keine Worte für ihn fand.

Endlich, nach einem langen Schweigen, begann der Lieutenant wieder:

„Ich kenne das Mißliche meiner Lage und kann wohl bemeſſen, in welche Verlegenheit ich Sie durch mein offenes Bekenntniß verſetzt habe. Aber ich bin ein Mann von Ehre und unfähig, Sie zu täuſchen oder einen ſchmählichen Verrath an Ihrem Kinde zu

begehen. Ich ſagte ſchon im Eingang meiner Eröffnung, daß ich Ihres Rathes bedürfe, und ich wiederhole dieſe Bitte: Was ſoll ich thun, um dieſes Feuer zu dämpfen? Mein Herz ſchlägt nur für Judith, ich liebe ſie unausſprechlich und wäre bereit, mein Herzblut für ſie zu vergießen. Rathen Sie mir, ehrwürdiger Greis! Helfen Sie mir, wenn Sie es vermögen, oder ſagen Sie, wie ich mir ſelbſt helfen ſoll.“

„Herr Lieutenant,“ erwiederte Akiba mit gedämpfter Stimme, „ich finde keine Worte, um Ihnen für Ihre Offenheit zu danken, aber auch keine, um meinen Schmerz über dieſe unglückſelige Leidenſchaft auszudrücken. Mein Kind iſt eine Jüdin, und Sie ſind ein Chriſt! Dieſer Umſtand muß Ihnen deutlich genug ſagen, daß ich Ihnen weder rathen noch helfen kann. Was ſoll ich Ihnen auch rathen? wie kann und darf ich Staubgeborner in das ewige Wort des ewigen Vaters einen andern Sinn legen, als er ſelbſt hineingelegt hat? in das unumſtößliche Wort, daß Chriſt und Jude für immer getrennt ſein ſollen? getrennt, wie die zwei feindlichſten Elemente: Waſſer und Feuer? Doch, Sie wollen einen Rath des alten Mannes, einen Rath und keine irrige Deutung des göttlichen Wortes, und dieſer wohlmeinende Rath ſoll Ihnen werden. So hören Sie denn, was mir der Allerbarmer in dieſen wenigen Augenblicken eingegeben hat:

„Judith muß fort von hier! fort von dem Orte, an dem ihr so große Gefahr droht, fort aus Ihrer Nähe, um Sie selbst nicht in die Gefahr zu bringen, an Ihrem edlen Charakter irre zu werden. Ja, Judith muß die hiesige Stadt verlassen, noch heute verlassen, um fern von hier, gleichviel wo, zurückgezogen zu leben, damit nicht von Neuem ein ähnliches Unglück entstehe. Denn als ein großes Unglück betrachte ich es, edler Mann, daß ich Sie leiden sehen muß, ohne Ihnen helfen zu können."

„Ist das Ihr Rath, mein Freund? Ihr einziger Rath? Soll das die Frucht Ihrer so hoch gepriesenen Weisheit, Ihrer Erfahrungen sein, an denen Sie so lange gesammelt haben? O, dann seid Ihr Weltweisen nicht klüger, als jenes Kind, das einmal die Hand zu nahe an die Flamme gebracht hat und deshalb das Feuer meidet. — Doch ich werde bitter, und das wollte ich doch nicht. Darum hören Sie meine Bitte, denn Ihren Rath kann ich nimmermehr gut heißen: Entfernen Sie Judith nicht aus meiner Nähe, denn fern von ihr würde ich nicht leben können. Lassen Sie sie wenigstens in hiesiger Stadt, damit ich eine Luft mit ihr einathme. Erlauben Sie mir nur, daß ich Ihr Haus zuweilen besuche, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß mir dieses genügen soll."

„Herr Lieutenant," sagte Akiba nach einer kurzen Pause, „sehen Sie dieses gebleichte Haar? Achtzig

Jahre sind über demselben dahingegangen, Jahre des Kummers und der Freude, denn auch der verkannte und verachtete Jude hat seine Freuden. Ich dankte meinem Gotte für seine Wohlthaten und pries selbst seinen Namen, wenn er mir Leiden schickte. Ein Wunsch aber, den ich oft als heißes Gebet gegen ihn aussprach, wollte nicht in Erfüllung gehen, der Wunsch nemlich, mich mit einem Nachkommen zu segnen. Doch sollte auch dieser erfüllt werden, und schon dem Greisenalter nahe erhielt ich, gleich dem Patriarchen Abraham, die frohe Botschaft, daß mein Name nicht untergehen solle. Mein Weib genaß zu gleicher Zeit eines Knäbleins und eines Mägdleins. Unsere Freude war unbeschreiblich, und wir hegten und pflegten diese späten Geschenke Gottes mit der größten Sorgfalt. Wir haben unsere Kinder gut erzogen, Herr Lieutenant! wir sind glückliche Eltern, Herr von Diliade! Ich beschwöre Sie beim barmherzigen Gotte, lassen Sie mir diese Kleinode, diese unerwarteten Geschenke des Himmels! Lassen Sie mir meine Judith, Herr! und Gott wird Sie dafür segnen, Ihr Gewissen wird es Ihnen lohnen."

Ein Thränenstrom begleitete diese Worte des alten Mannes, der in seinem Schmerze ein Bild des Jammers darbot. Herr von Diliade war tief ergriffen. Er verließ seinen Platz, näherte sich dem Greise, reichte ihm die Hand und sagte mit bewegter Stimme:

„Ich ſchwöre Ihnen bei meiner Ehre, ja beim lebendigen Gotte, wenn das mehr Werth für Sie hat, daß ich Judith wie eine Heilige verehren und ihr nur mit der höchſten Achtung begegnen werde. Nur laſſen Sie ſie nicht von hinnen ziehen, entfernen Sie dieſen Engel nicht aus Ihrer und meiner Nähe, und es ahnet mir, die Gewährung dieſer Bitte wird von großen, von wichtigen Folgen begleitet ſein. Laſſen Sie Judith hier, denn bald werden Zeiten kommen, wo die hieſige Stadt einen rathenden und helfenden Freund willkommen heißen dürfte, und wer weiß, ob der Arm dieſes Freundes nicht erlahmen würde, wenn man ihm das Einzige raubte, das ſeine Sehnen gekräftigt hätte. Ich kann und darf nicht mehr ſagen; aber ich wiederhole meine Bitte: Laſſen Sie Judith hier! Ich rathe es Ihnen, ich beſchwöre Sie darum.“

Akiba willfuhr dieſer dringenden, ungeſtümen Bitte, und Diliade entfernte ſich mit ſchwerem, und doch um Vieles erleichtertem Herzen.

Viertes Kapitel.

Der Brand.

Die verhängnißvolle Zeit nahte heran, wo die altehrwürdige Stadt Worms dem Schickſale erliegen

sollte, das sie mit zwölfhundert andern Orten der Rheinlande zu theilen bestimmt war. Der übermüthige und ehrgeizige Louvois hatte durch des Königs Mund das Urtheil der Zerstörung aussprechen lassen, und die geschäftigen Vollstrecker dieses so leichtfertig gefällten Urtheils ließen nicht lange auf sich warten und legten wacker Hand an.

Es war am Samstag vor Pfingsten, als der Stab über die Stadt gebrochen wurde. Am Abend dieses Tages ließ der Intendant La Fond, der seiner Zeit auch in Speyer der Vorbote der Zerstörung war, den ganzen Rath nebst den vornehmsten Bürgern vor sich kommen und eröffnete ihnen, daß nach sechs Tagen die Stadt ein Raub der Flammen werden müsse. Der anwesende Bischof nahm nach dieser Eröffnung das Wort und sagte:

„Worin liegt die Nothwendigkeit zu dieser Maßregel, Herr Intendant? Haben Sie auch bedacht, welchen Jammer Sie über uns bringen werden?“

„Der König will es!“ war die trockene Antwort des schrecklichen Mannes.

„Ist das der einzige Grund? O, dann schwindet meine Hoffnung noch nicht ganz; denn schon oft hat ein König einen Beschluß gefaßt, der durch den wohlmeinenden Rath eines seiner Diener zurückgenommen wurde. Ich müßte mich sehr täuschen, Herr Intendant, wenn ich in Ihnen nicht einen dieser guten

Menſchen gefunden hätte, der ſeinen Einfluß auf die Majeſtät auszuüben geſonnen wäre:

„Sie haben ſich ſehr getäuſcht, Herr Biſchof!“ erwiderte La Fond mit eiſiger Kälte.

„Bedenken Sie das Elend, das Sie über uns herabbeſchwören. Erbarmen Sie ſich der Kranken und Hilfloſen, die obdachlos umherirren werden, ohne Stütze, ohne die Mittel, ihr erbärmliches Leben zu friſten. Haben Sie Mitleid mit unſerem Jammer, und der Herr wird ſich Ihrer in Ihrem Todeskampfe erbarmen.“

„Der König will es!“ ertönte es abermals aus dem Munde des Todesengels.

„Alſo keine Hilfe, kein Erbarmen?“

„Keine!“

„So möge uns Gott helfen, meine Freunde!“ ſagte der Biſchof, indem er ſich an die Bürger wendete. „So kommt denn, daß wir uns auf das Schreckliche vorbereiten. Aber ich ſage Ihnen, Herr Intendant, daß —“

„Herr Biſchof!“ unterbrach ihn La Fond, „Sie haben vernommen, was ich Ihnen zu eröffnen hatte. Nun Gott befohlen!“

Er entließ hierauf die Verſammlung, die ſich rathlos entfernte. Die Bürger begleiteten den Biſchof in ſeinen Palaſt, wo er ihnen mittheilte, daß ihn die Hiobspoſt nicht überraſcht habe, da er durch ſeinen

Freund La Hill von Paris aus ſchon davon benachrichtigt worden ſei. Doch gebe er noch nicht alle Hoffnung auf, indem er glaube, daß es der Beichtvater des Königs durch ſeinen Einfluß dahin bringen werde, mindeſtens einen Theil der Stadt zu retten. Er ermahnte hierauf die trauernde Menge, das Reſultat dieſer Bemühungen abzuwarten und ſich mit Geduld in das Unabänderliche zu fügen.

Kaum hatte ſich der Biſchof mit den Vornehmſten der Stadt aus dem Bürgerhof entfernt, als La Fond bei dem Commandanten Boicenell eintrat, wo er ſämmtliche Offiziere der Garniſon verſammelt fand.

Der Intendant wurde ehrfurchtvollſt begrüßt, und nachdem er kaum bemerkbar gedankt hatte, nahm er den oberſten Platz an der Tafel ein. Ihm zur Rechten ſaß Boicenell, zu ſeiner Linken mehrere Adjutanten, und an dieſe ſchloſſen ſich die andern Officiere nach ihren verſchiedenen Graden an.

In dem Saale herrſchte Todtenſtille, welche vom Intendanten mit folgenden Worten unterbrochen wurde:

„Ich habe Ihnen bereits mitgetheilt, was geſchehen ſoll. Die Stadt muß niedergebrannt werden, und der Befehl lautete urſprünglich, daß kein Stein auf dem andern bleiben ſolle. So wollte es der Miniſter, und ſo hatte es auch der König in ſeiner Weisheit beſchloſſen. Allein heute bekam ich einen Gegenbefehl, für deſſen Befolgung ich mit meinem Kopfe

einſtehen muß. Ich werde Ihnen denſelben vorleſen, meine Herren! Er lautet:

„Was die Zerſtörung von Worms betrifft, ſo bleibt es bei dem früher gegebenen Befehle, und die Stadt ſoll durch Feuer zu Grunde gehen. Aber doch haben Seine Majeſtät aus übergroßer Herzensgüte und Pietät den großmüthigen Entſchluß gefaßt, folgende zwei Gebäude verſchonen zu laſſen:

„Erſtens das Mariämünſter, welches von dem ruhmvollen Ludwig dem Frommen, dem glorreichen Urahnen Seiner Majeſtät, erbaut wurde und heute noch mit den franzöſiſchen Lilien geſchmückt iſt.

„Zweitens das Frauenkloſter auf dem Andreasplatze, in welchem drei Grabſteine die Namen der höchſtſeligen franzöſiſchen Prinzeſſinnen Embede, Warbede und Wilbede tragen.“

„Seine Majeſtät wünſchen und befehlen, daß dieſe zwei Gebäude, zum Andenken an die hohen Tugenden allerhöchſtderen Vorfahren erhalten werden.“

„Der Herr Intendant La Fond wird daher Sorge tragen, daß dieſer allerhöchſte Befehl bei dem Brande von Worms pünktlich erfüllt werde. Er bleibt perſönlich dafür haftbar.“

„Sie haben nun gehört, meine Herren,“ fuhr La Fond fort, „mit welchem Nachdruck die Verſchonung dieſer zwei Gebäude von mir verlangt wird. Es wird wohl ſchwierig ſein, das ſehe ich ein, denn

das Erhalten wird eine größere Anstrengung kosten, als das Zerstören. Aber es muß sein! Der König will es, und daher muß es auch ausgeführt werden. Herr Obrist von Boicenell, Sie stehen mir dafür, daß der allerhöchste Befehl pünktlich befolgt werde. Damit aber unsere Braven, die die Brandfackel zu schwingen erkoren sind, durch ein auffallendes Zeichen gewarnt werden, so lassen Sie, Herr Obrist, vor einem jeden der erwähnten Gebäude zwei Stangen mit einem eisernen Schilde aufstellen, auf dem mit großen Lettern die Worte zu lesen sind:

„Dieser Ort soll verschont werden,
„im Namen des Königs!"

„Jetzt noch Eins, meine Herren! Wie Sie wissen, war der Minister wegen des Unterhaltes unserer Armee schon oft in Verlegenheit; denn die Deutschen sind unsern Truppen gegenüber karg und geben ihnen nur das, was sie ihnen geben müssen. Da es aber der Würde des französischen Soldaten nicht entspricht, fortwährend zu mahnen und zu drängen, so habe ich ein Mittel vorgeschlagen, das allerhöchsten Ortes Beifall gefunden und folgende Verfügung veranlaßt hat:

„Wie Sie gehört haben, ist den Bewohnern eine sechstägige Frist gestattet, um während dieser Zeit ihre Habe zu retten und dieselbe in Sicherheit zu bringen. Diese Frist soll aber, ohne daß es die Getäuschten erfahren, um zwei Tage abgekürzt werden,

Digitized by Google

ſo daß ſchon am vierten Tage von heute anfangend Alles in Brand aufgehe. Was bis dorthin nicht gerettet iſt, fällt in unſere Hände."

„Ein anderer Umſtand wird nicht minder beitragen, unſerer Armee für ihre erſprießlichen Leiſtungen einigen Erſatz zu bieten: Aus Mitleid werden wir in der Umgegend fünfhundert Wagen requiriren, damit die hieſigen Bewohner ihre koſtbarſten Habſeligkeiten darauf verladen. Sind dieſe einmal geborgen, ſo werden wir den beſten Gebrauch davon zu machen wiſſen, indem wir ſie zum Unterhalte unſerer braven Soldaten verwenden, deren Taggelder weit hinter ihren Leiſtungen zurückſtehen. — Auf dieſe Weiſe wird unſerer Armee ein wichtiger Dienſt geleiſtet, ohne die Staatskaſſe zu beläſtigen oder die Unterthanen zu drücken; denn die Flüchtlinge werden dieſen Verluſt in der allgemeinen Noth vergeſſen und froh ſein, das nackte Leben retten zu können."

„So klug aber dieſer Plan auch angelegt iſt, ſo wünſcht Louvois doch nicht, daß er offenkundig werde, und empfiehlt daher das tiefſte Stillſchweigen an."

„Ich habe Sie nun mit dem allerhöchſten Willen vertraut gemacht, meine Herren, und zähle ſowohl auf Ihre Verſchwiegenheit, als auf Ihren bekannten Dienſteifer. Vertheilen Sie die Poſten nach Ihrem Gutdünken, Herr Commandant, und nun Gott befohlen, meine Herren!"

La Fond entließ hierauf die Offiziere und zog sich mit dem Obrist Boicenell in dessen Gemächer zurück.

Bei der schrecklichen Kunde von dem bevorstehenden Unglücke durchtönten Jammer und Wehklagen, herzzerreißendes Schreien und Wimmern die ganze Stadt. Auf Vorspiegelungen der Franzosen, daß der Dom verschont bleiben würde, sah man viele Bewohner ihre Habe in denselben flüchten. Kaum aber war Alles an Ort und Stelle, als sie zu ihrem Schrecken erfuhren, daß andere Befehle eingetroffen seien und der Dom nicht verschont werden dürfe. Vergebens wollten die armen Getäuschten ihre Habe wieder holen und anderwärts unterbringen — die Wachen ließen sie nicht durch und wiesen sie hohnlachend mit der Bemerkung zurück, daß sie hier zur Sicherheit aufgestellt wären und die Schätze der braven Wormser hüten müßten.

Jetzt sahen die Unglücklichen erst ein, daß sie nicht für sich, sondern für den unmenschlichen Feind Alles an einen Ort gebracht hatten.

Unterdessen waren unter dem Commando des jungen Herzogs de Crequi mehrere Compagnien raub- und zerstörungslustiger Grenadiere eingerückt, die das Zeichen zum allgemeinen Brande mit Ungeduld erwarteten. Noch waren zwei Tage bis zum Brandtermine, als plötzlich am Pfingstdienstag der von La

Fond entworfene teufliſche Plan veröffentlicht wurde, denn als unter dem Oberbefehl des Generals Mélac, fluchwürdigen Andenkens, eine neue Vandalenſchaar eingezogen war und ſich mit den Grenadieren vereinigt hatte, wurde unter Trommelſchlag verkündigt, daß der Termin um zwei Tage verkürzt worden ſei, und nach zwölf Uhr kein Einwohner mehr in ſeinem Hauſe oder auf den Straßen geſehen werden dürfe.

Väter, Mütter, Kinder und Greiſe verließen jetzt jammernd und wehklagend ihre geliebten Wohnungen und ſagten ihrer, von Königen und Kaiſern ſo hoch geehrten und geprieſenen Stadt ein ſchmerzliches Lebewohl, um in die Verbannung zu wandern und das Mitleid fremder Menſchen anzurufen — während die Abkömmlinge des heiligen Ludwig mit entblößten Schwertern in den Straßen und Wohnungen umhereilten, um die Zurückgebliebenen zur Flucht zu nöthigen und zur Stadt hinauszutreiben. Kranke wurden mit Gewalt aus den Häuſern geriſſen, und nur einige derſelben blieben hülflos zurück, feſt entſchloſſen, entweder in ihren Wohnungen fortzuleben, oder — was auch wirklich geſchah — unter den Trümmern derſelben begraben zu werden.

Der achtzigjährige Biſchof Johann Karl, der mit inniger Liebe an ſeinen Pflegebefohlenen hing, wurde auf einem Seſſel aus ſeinem Schloſſe getragen. Sein Herz blutete, als er den letzten Blick auf ſeine

Burg, auf die Stadt und auf seine Geliebten warf, die sich am Schlosse versammelt hatten, um Abschied von ihm zu nehmen und den treuen Hirten, den sie nie mehr sehen sollten, Lebewohl zu sagen. Er streckte seine Hände aus und ertheilte seinen geliebten Kindern seinen letzten Segen. Hierauf trugen ihn mehrere Jünglinge fort und brachten ihn nach dem einige Stunden entfernten Dirmstein.

Noch an demselben Nachmittag wurde den mit Rauben und Plündern beschäftigten Grenadieren durch die Trommel das erste Zeichen zum Brande gegeben. Sie stiegen auf die unterdessen überall aufgethürmten Strohhaufen und verfertigten unter teuflischem Gleichmuthe und singend und jubelnd Strohfackeln zum bequemern Anzünden. Eine Viertelstunde später geschah ein Kanonenschuß, und rasch verbreiteten sich die Brandmörder in allen Straßen und steckten mit lautem Jubelgeschrei, als hätten sie den größten Sieg errungen, die Stadt an allen Ecken an. Bald wälzte sich das verheerende Element wie ein feuriger Drache von Gasse zu Gasse, verzehrte und vernichtete Alles, was sich ihm in den Weg stellte, und das Werk der Hölle ward in einer Nacht vollbracht, denn am andern Morgen war die vormals prächtige Kaiserstadt ein wüster Schutthaufen.

Mit satanischer Wollust hatten die Mordbrenner dem Brande zugesehen und mit Pfeifen und Saiten-

instrumenten lustige Weisen aufgespielt, während die unglücklichen Vertriebenen in großen Massen auf die benachbarte Rheininsel „Maulbeerau“ flüchteten, wo sie ihre Stadt, ihre Paläste und ihre Kirchen von der Wuth der Flammen verzehren und zusammenstürzen sahen.

Das Werk war vollbracht, der ruhmgekrönte Ludwig hatte seine Lorbeeren um ein Zweiglein vermehrt, denn es gab im deutschen Reiche eine Stadt weniger. Die Helden triumphirten ob ihrer großen That und sahen ihr Werk mit Befriedigung an. Sie gruben und wühlten im Schutt umher, raubten und plünderten, was sie vorfanden, entweihten Kirchengeräthe und erbrachen die Särge vornehmer Todten, um sie ihrer vermeintlichen Schätze zu berauben.

Da lag nun die einst prächtige Stadt in ihren Trümmern, ein Bild gefallener Größe, ein schreckliches Beispiel von der Vergänglichkeit der kühnsten menschlichen Werke. Doch, so wie die Stätte, auf der einst der Heiland der Welt wandelte, für den Pilgrim ewig denkwürdig und heilig bleiben wird, so tröfteten sich auch die Unglücklichen beim Anblick des Jammerbildes mit dem Bewußtsein, daß die Ruchlosen den Platz nicht hatten zerstören können, auf dem wenige Stunden vorher ihre geliebte Vaterstadt gestanden hatte. Sie sangen den wehmüthigen Trost:

„Ein Denkmal längſt verſchwund'ner ſchöner Zeit
„Stand'ſt du, Geliebte, an des Rheines Strome;
„Du ſaheſt einſt Germaniens Völkerkraft,
„Du ſah'ſt die Herrlichkeit des alten Roms,
„Du ſah'ſt den Glanz des deutſchen Kaiſerthumes,
„Du ſah'ſt die Kaiſer ſelbſt in deinen Mauern.

„Nun liegſt du da in Aſch' und Schutt verwandelt,
„Verſchwunden iſt für immer dein Gepränge,
„Und die Paläſte, unſrer Ahnen Werke,
„Sie ſind dahin mit ihren Prunkgemächern. —

„Doch, blieb uns nichts von deiner einſt'gen Größe,
„Und fielſt du auch der Wuth der Fremden,
„So weilt doch gern der Geiſt auf dieſer Stätte,
„An die ſo manche große That ſich knüpfet."

Fünftes Kapitel.

Pflicht und Liebe.

Während der Schreckenszeit hatte ſich in der Judengaſſe Folgendes zugetragen: Die Trauerkunde hatte ſich auch in dieſem entlegenen Stadttheile verbreitet und war bis in Akiba's Wohnung gedrungen, wo ſie, wie überall, Schrecken und Jammer im Gefolge hatte. Der greiſe Familienvater war rührig und geſchäftig, wie ein junger Mann, und zeigte in dem entſcheidenden Augenblicke eine Geiſteskraft, die nur

durch vieljährige Erfahrung zu solcher Stärke gelangen konnte. Er hatte nicht nur für seine eigene Habe und die Erhaltung der Seinigen zu sorgen, sondern ward auch von seinen Glaubensgenossen bestürmt, ihnen zu rathen und zu helfen. Denn er war der Altvater der Gemeinde, sein Rath wurde bei allen Angelegenheiten von Belang gehört und befolgt und seine Stimme galt als Gottes Stimme. Kein Wunder also, daß sein Haus an jenem Tage überfüllt war und Alle sich um den alten Freund drängten, um seinen Worten zu lauschen und seinen weisen Rath zu vernehmen.

„Der Gott Abrahams," begann der ehrwürdige Greis, nachdem es ruhig um ihn geworden war, „der Gott unserer Väter hat seine Geißel wieder einmal über uns geschwungen. Doch sind wir diesmal nicht die Einzigen, die gezüchtigt werden sollen, denn auch die Christen werden erfahren, daß es doppelt schmerzlich sei, wenn man unschuldig leiden muß. Wir haben also Leidensbrüder, und getheilte Leiden sind leichter zu tragen. Seid daher gefaßt und fügt Euch in das Unabänderliche. Was aber Euere Habe betrifft, so werdet Ihr meinen Rath, den ich Euch schon vor drei Tagen gegeben, wohl befolgt haben. Es wäre nicht gut gewesen, wenn Ihr sie in irgend ein vom Feinde bezeichnetes Haus gebracht hättet, denn, glaubet mir, nirgends wäre sie mehr in Gefahr gewesen, als gerade an jenen Orten. Lasset also Alles ruhig in

Euern Kellern und Gewölben, wohin Ihr es gebracht habt, und Ihr werdet auf dieſe Weiſe mehr retten, als wenn Ihr ſie außer Händen gäbet. Wenn aber der Sturm beginnt und das Feuer auflodert, ſo entfernt Euch aus Euern Wohnungen und laſſet nur den Gott Iſraels wachen, denn er iſt ein treuer Wächter. Folgt den Chriſten auf die Rheininſel und wartet dort ab, was ich Euch weiter rathen werde. Für jetzt geht nach Hauſe und betet zu Jehova, daß er Alles zu unſerem Beſten lenken wolle.“

So der alte Akiba! Die Brüder verließen ihn und er befand ſich wieder allein im Kreiſe ſeiner Lieben.

„Kinder!“ ſagte er, „ich habe die Gemeinde getröſtet, ſo gut ich es vermochte, und Ihr wißt es, wem ich den ihr gegebenen Rath zu verdanken habe. Allein ich muß es Euch geſtehen, daß ich an einem günſtigen Erfolg zweifle und nicht glauben kann, daß bei der allgemeinen Zerſtörung gerade die Judengaſſe verſchont bleiben wird.“

„Aber er hat uns ja ſein Wort gegeben, Vater!“ ſagte Judith tief erröthend.

„Er hat uns ſein Wort gegeben, mein Kind!“ erwiderte Akiba. „Du haſt Recht! Herr v. Diliade hat uns ſein Wort gegeben, unaufgefordert und ohne daß wir ihn darum gebeten haben. Das war viel, meine Tochter! ſehr viel. Ein franzöſiſcher Edelmann

und ein Chriſt hat einer armen Judenfamilie ſein Wort gegeben, nicht nur dieſe, ſondern auch alle ihre Glaubensgenoſſen beſchützen und die allgemeine Zerſtörung von ihnen abwenden zu wollen. Das war ein großes Wort, meine Judith! ein Wort, das Deinem alten Vater Furcht einflößte, eine Gnade, die ſich wie ein Fluch des Allmächtigen auf mein Haupt ſenkte und es zu erdrücken droht. O, meine Tochter! mein heiß geliebtes Kind! dieſe Gnade könnte Deinen alten Vater in das Grab bringen. Sieh', meine Judith! dieſes Haar iſt in Ehren grau geworden, ich habe Dich ſo erzogen, wie die Tochter einer frommen Judenfamilie erzogen werden ſoll. Dein Großvater war ein weltberühmter Rabbi, der Erklärer des Geſetzes, der Heilige ohne Makel. Du biſt ſeine Enkelin, mein Kind! er ſieht auf Dich herab und beobachtet alle Deine Handlungen. Wehe Dir, wehe meinem Hauſe und meinem ganzen Geſchlechte, wenn der Geiſt dieſes Heiligen eine Unreine in Dir fände, wenn Akiba's Tochter ihren frommen Vorvätern einſt als Schuldige gegenüber ſtehen müßte. Die Pforten des Paradieſes würden ſich vor Dir verſchließen und die ſeligen Geiſter Deiner Brüder und Schweſtern ſich entſetzt von Dir abwenden und Dir fluchen. Du dürfteſt Gottes Antlitz nicht ſchauen und würdeſt aus ſeiner Nähe verbannt werden. D'rum, meine Judith, mein heißgeliebtes Kind! reiße das Bild des fremden

Mannes aus Deinem Herzen, denke mit Entsetzen daran, daß es Dich elend, unaussprechlich elend machen könne. — Wir gehen der Stunde entgegen, wo unsere Stadt ein Raub der Flammen werden wird. Wer weiß, wohin wir im Gedränge verschlagen und ob wir nicht von einander getrennt werden. Du bist dann ohne Schutz, ohne Aufsicht, und der Verführer könnte kommen, Dich in seine Netze locken, Dich verderben. Welch' ein schrecklicher Gedanke! ein Gedanke, der mir das Blut in den Adern erstarren macht. D'rum, mein Kind, versprich mir jetzt, in dieser feierlichen Stunde, in dieser Stunde, die über Wohl und Wehe entscheiden wird, versprich mir beim lebendigen Gotte, beim Andenken an Deine Vorfahren, beim weißen Haare Deines alten Vaters, daß Du diesen Mann vergessen und als einen Unreinen fliehen willst, wo und wann Du ihm begegnen solltest. Schwöre mir das, meine Tochter, und ich sehe der Gefahr, die über unsern Häuptern schwebt, ohne Furcht entgegen. Du bist dann mein gutes Kind, meine vielgeliebte Judith wieder, die ich an mein Herz drücken kann, ohne befürchten zu müssen, eine Schuldbeladene in die Arme zu schließen."

Judith konnte vor Weinen und Schluchzen nicht antworten. Sie rang die Hände und drückte sie krampfhaft auf ihre Brust, während sie ihr thränendes Auge wie hilfeflehend gen Himmel erhob. Auch Mutter

Lea konnte ihren Thränen nicht gebieten, die ſanft über ihre gefurchten Wangen floſſen, während Ruben den Vater bittend anſah, als wollte er deſſen Mitleid für die geliebte Schweſter erwecken. Endlich näherte er ſich der Leidenden, ergriff eine ihrer Hände, drückte ſie an ſeine Lippen und ſagte mit tief bewegter Stimme:

„Vater! Deine Worte ſind hart und drohen die Schweſter zu vernichten. Rede nicht alſo mit ihr, denn ſie verdient dieſe harten Worte nicht. Sieh, Vater! Judith iſt mit mir aufgewachſen, wir ſind von gleichem Alter und hatten von unſerer Kindheit an gleiche Geſinnungen, gleiche Neigungen. Unſere Wünſche, ja ſelbſt unſere Spiele waren immer dieſelben, und wir kannten nur den einen Wunſch, nur das eine Verlangen, einander zu gefallen; denn unſere Seelen waren verſchwiſtert, wie es unſere Körper ſchon im Schooße der Mutter waren. Ich kenne daher Judith's Herz und glaube, daß keine Falte in demſelben ſei, die ſich vor meinem Blicke nicht glätte und ebene. Darum, mein Vater, laß ab von Deiner Sorge, vertraue der Seelengröße Deiner Judith, vertraue dem ſtarken Geiſte meiner Schweſter, vertraue endlich den Grundſätzen, die Du Deinen Kindern eingeprägt haſt, und lebe der Zuverſicht, daß Akiba's Tochter einſt rein vor ihrem ewigen Richter erſcheinen werde, rein, wie ſie aus des Schöpfers Hand hervorgegangen iſt."

Bei dieſen Worten ſtrahlten Judith's Augen von

einem edlen Feuer. Sie weinte nicht mehr, aber ihre Pulse schlugen fieberhaft; sie breitete ihre Arme aus und umschlang den geliebten Bruder mit Ungestüm; sie drückte ihn an ihr Herz, bedeckte ihn mit heißen Küssen und überhäufte ihn mit Liebkosungen.

Diese stumme Beredtsamkeit hatte für den alten Akiba eine größere Wichtigkeit, als es alle Worte je vermocht hätten. Er legte seine Hände auf das Geschwisterpaar und gab ihm den väterlichen Segen.

In demselben Augenblick wurde der Trommelschlag vernehmbar, der die Soldaten aus allen Ecken und Enden zusammenrief; denn es sollte Keiner von ihnen fehlen und ein Jeder sich an dem glorreichen Werke betheiligen. Kurz darauf ertönte ein Kanonenschuß, und jetzt mußten alle Häuser verlassen werden. Akiba hatte seine Schätze bereits in Kellern und Gewölben untergebracht und sie dort dem Schooße der Erde anvertraut. Er empfahl sie dem Schutze Gottes und verließ sein Haus und die Judengasse, um sich mit seiner Familie auf die Maulbeerau zu begeben.

Als sie auf die Straße kamen, sahen sie in der Ferne die Flamme schon lichterloh in die Höhe steigen, und das Jammern der Fliehenden hallte von allen Seiten wieder. Am Ende der Judengasse angekommen, stießen sie auf einige Soldaten, die damit beschäftigt waren, zwei Stangen in die Erde einzurammen, an

deren obersten Enden eine Tafel befestigt war. Ruben sah hinauf und las mit Erstaunen die Worte:

„Dieser Ort soll verschont werden,
„im Namen des Königs!“

Doch war keine Zeit zu verlieren, denn von allen Seiten wiederholte sich der strenge Befehl, eiligst zu entfliehen und die Stadt zu verlassen. Akiba warf einen Blick gen Himmel, Judith sah sich nach der Stelle um, an der die Tafel aufgerichtet wurde, und winkte einem Manne freundlich zu, der in einen Mantel gehüllt war und das Gesicht halb bedeckt hatte. Ruben, der die Schwester zur Eile ermahnte, flüsterte ihr die Worte zu. „Er ist es! Dank ihm, er rettet unser väterliches Dach!“ Judith winkte freundlich lächend und die Fliehenden beeilten ihre Schritte, um sich mit ihren Brüdern und Schwestern auf der Rheininsel zu vereinigen.

Sechstes Kapitel.

Im Kloster.

Die Zerstörung war vollbracht und von der einst herrlichen Stadt nichts mehr übrig, als das von Ludwig dem Frommen im Jahre 839 erbaute Mariä-

münſter, das Frauenkloſter am Andreasplatze, in dem drei franzöſiſche Prinzeſſinnen ruhten, der Dom, der mit ſeinem feſten Mauerwerke den mehrmals angelegten Minen getrotzt hatte, und endlich die Judengaſſe. Die Truppen mit ihren Anführern verließen nach vollbrachtem Werke den Schauplatz ihrer Thaten und zogen ſich nach Mainz zurück.

Das verſchont gebliebene Frauenkloſter verbreitete viel Segen, denn es ward die Zufluchtsſtätte manches Obdachloſen, den es mit den nöthigſten Bedürfniſſen verſah. Auch wurde es als Krankenhaus benützt und der geräumige Speiſeſaal zur Aufnahme der Leidenden eingerichtet.

In der Zelle der Schweſter Brigitte war dieſe um einen Kranken beſchäftigt, der während des Brandes von einem brennenden Balken getroffen und ſchwer verletzt worden war. Man hatte ſein Lager von dem der übrigen Kranken getrennt und in dieſem kleinen Raume aufgeſchlagen, da er wegen ſeiner gefährlichen Wunden einer beſondern Pflege bedurfte. Er wurde von zwei franzöſiſchen Grenadieren bewacht, die die Nonne ſcharf in's Auge faßten.

Es war gewiß mehr als eine zarte Aufmerkſamkeit, die von dieſen Wächtern dem Kranken erwieſen wurde. Denn ſie benahmen ſich nicht wie Ehrenwächter gegen ihn, ſondern vielmehr als Hüter und Beobachter eines auf höheren Befehl ihnen zur Bewachung übergebenen

Mannes. Sie verwendeten keinen Blick von ihm und lauschten auf jedes Wort, das die Schwester Brigitte in deutscher Sprache an ihn richtete, obwohl sie diese nicht verstanden.

Der Kranke war ein junger Mann, dessen blasses Aussehen nicht verhinderte, wohlgebildete und edle Züge in ihm zu erkennen. Sein Uebel mußte ihn sehr schmerzen, denn zuweilen verzog sich sein Gesicht krampfhaft und verrieth großes Leiden. Wenn ihn aber dieses auf kurze Zeit wieder verließ, so dankte er seiner Pflegerin zu wiederholten Malen mit Innigkeit und sagte ihr viel Verbindliches über die strenge Erfüllung ihrer so traurigen und schweren Pflicht.

„Nie hätte ich geglaubt," bemerkte er eines Morgens nach einer schmerzvoll durchwachten Nacht, „daß die christliche Liebe so opferfähig wäre. Ihre Liebe, ehrwürdige Schwester, muß sehr groß sein, da Sie sie selbst auf die Feinde Ihres Vaterlandes übertragen und Denjenigen mit so großer Aufopferung verpflegen, der wenige Tage vorher des Jammers so viel über die hiesige Stadt bringen half."

„Diese Liebe ist nicht größer, mein Herr," erwiderte die Nonne, „als sie es dem Unglücke gegenüber sein muß. Mein Herr und Meister hat mir sie geboten, und ich muß seine Befehle mit derselben Gewissenhaftigkeit befolgen, mit der Sie dem Rufe Ihres Königs folgen mußten, um ein Werk vollführen zu

helfen, das Sie gewiß aus eigenem Antriebe lieber unvollbracht gelaſſen hätten.“

„So iſt es!“ ſagte der Kranke, „und da Sie von Pflichterfüllung reden, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß jene zwei Männer, die uns ſo aufmerkſam beobachten und deren Blicke unſere Worte einzuſaugen ſcheinen, obwohl ſie keines derſelben verſtehen, mir wegen angeblicher Pflichtverletzung als Wächter beigegeben ſind. Sie ſtehen unter dem Befehle eines Führers, der, wie Sie wiſſen, mit weiteren zehn Mann im Kloſter liegt. Er hat den gemeſſenen Befehl, mich ſtreng bewachen zu laſſen und mich nach Mainz zu begleiten, ſobald es mein Zuſtand geſtatten wird.“

„Wie?“ entgegnete Schweſter Brigitte erſtaunt, „haben Sie Ihre Wunden nicht der Erfüllung Ihrer traurigen Pflicht zu verdanken? oder will man vielleicht jetzt, nachdem das Unglück geſchehen und die Stadt in einen Schutthaufen verwandelt iſt, die Untergebenen dafür verantwortlich machen, daß die Vorgeſetzten gefehlt haben?“

„Sie irren ſich! Nicht Reue über den begangenen Frevel iſt es, welche die Unſrigen beunruhigt, ſondern die Unzufriedenheit darüber, daß nicht Alles niedergebrannt wurde. Denn einiges Wenige hat man gerettet, und doch hätte gerade die Zerſtörung dieſes Wenigen ihrer Habſucht eine ſo überaus reiche Ernte gebracht.“

„Sie meinen doch nicht unſer Kloſter, Herr?“

„Nein! Ihr Kloſter iſt nicht reich genug, um großes Gelüſte zu erregen. Es hat weder Silber noch Gold, die meine Landsleute reizen könnten. Aber ein anderer Ort blieb von der Zerſtörung verſchont, ein Ort, wo, nach der Meinung unſerer Soldaten, Kiſten und Kaſten mit geprägten Gold- und Silbermünzen angefüllt ſind. Ich meine die Judengaſſe, die bei dem allgemeinen Brande verſchont gebliebene Judengaſſe.“

„Es iſt in der That befremdend,“ bemerkte die Nonne, „daß dieſe Gaſſe ſtehen blieb, während ſämmtliche Chriſtenhäuſer fallen mußten. Es iſt ſchwer zu glauben, daß es nur ein Zufall geweſen ſei.“

„Was nennen Sie Zufall, Schweſter? Soll etwa ich, ein Laie, die Gottgeweihte daran erinnern, daß ohne den Beſchluß des Allerhöchſten kein Sperling vom Dache fällt? War es Zufall, als jene drei Männer wohl erhalten aus der glühenden Flamme hervorgingen? Zufall, als der Herr den Wogen des Meeres Ruhe gebot und den Sturm beſchwichtigte?“

„Aber die Judengaſſe, Herr! gerade die Judengaſſe!“

„Ich weiß, was Sie ſagen wollen. Sie meinen, der Gedanke, daß Gott an den Ungläubigen ein Wunder thue, ſei mit dem Glauben der Chriſten unvereinbar, da der unerſchöpfliche Born der göttlichen Gna-

den nur für uns Christen fließe. Auch ich war dieser Meinung, ehrwürdige Schwester! auch mir wurden diese und ähnliche andere Grundsätze von frühester Kindheit an eingeprägt. Aber ich wurde anderer Meinung, denn ich habe zufällig eine Judenfamilie kennen gelernt, die ich zu den edelsten Menschen zähle, und der zu ihrer höchsten Vollkommenheit nichts fehlt, als — das Christenthum."

„Auch ich kenne hier eine Judenfamilie", sagte Brigitte, „ein greises Elternpaar, dessen Kinder unserem Kloster schon große Wohlthaten erwiesen haben, denn so oft wir für unsere Armen um eine Gabe nachsuchten, erhielten wir von diesen edlen Menschen reiche Spenden. Sie allein hätten es verdient, daß die Wohnungen ihrer Glaubensgenossen verschont blieben."

„Wie heißt diese Familie?"

„Man heißt sie nur: Die Kinder des Rabbi!" antwortete die Nonne. „Der Vater aber nennt sich Akiba Ben Baruch."

„Das ist ja auch meine Judenfamilie!" sagte der Kranke freudig überrascht. „Die Tochter heißt Judith! Ist's nicht so, ehrwürdige Schwester?"

„So ist es, mein Herr! und ich verstehe jetzt, was mir bisher dunkel war. Also Judith hat die Judengasse gerettet? Sonderbar! wahrhaft wunderbar! ein einziges Mädchen die Retterin und Erhalterin so

vieler Wohnungen! Doch dieſe Rettung geſchah nicht unmittelbar durch Judith, und ſie war nur die Urſache, daß ein Anderer die ſchöne That vollbrachte? ein Anderer, der ſich ihres Dankes nicht erfreuen kann, da ihn ſchwere Leiden an das Krankenlager feſſeln? Iſt es ſo, mein Herr?"

„Sie haben es errathen, Schweſter! und", fügte er hinzu, „dieſer Retter wird über ſeine Handlung ſtrenge Rechenſchaft ablegen müſſen, denn er hat ſeine Pflicht verletzt."

„Sie erwähnten dieſes harte Wort ſchon einige Male. Darf ich Sie um deſſen Erklärung bitten?"

„Ich habe Vertrauen zu Ihnen und glaube mich nicht zu täuſchen, wenn ich vorausſetze, daß eine Gott geweihte deutſche Jungfrau dieſes Vertrauens würdiger ſei, als einer meiner Jugendfreunde, als ein Kamerad, der mich ſchmählich hintergangen hat. Doch, ich will mich deutlicher erklären:

„Wie ich Ihnen ſchon ſagte, habe ich Judith und deren Familie zufällig kennen gelernt. Das Mädchen zog mich mit unerklärlicher Macht an, es hielt meine Sinne gefeſſelt und betäubte dieſelben ſo ſehr, daß ich fortwährend in einem halbwachen Zuſtande zu ſein wähnte. Da entdeckte ich mich einem Freunde, einem Kameraden, einem Franzoſen. Er ſagte mir ſeinen Beiſtand zu, wollte meine Liebe pflegen, ſie nähren und unterſtützen. Wie, und wodurch? darüber ſprach

er ſich nicht aus. Er ging oft mit mir in die Judengaſſe, drang ſelbſt eines Abends, als Akiba's Familie in Lebensgefahr ſchwebte, mit mir in deſſen Haus ein und rettete die Bedrohten vor der Rohheit unſerer Soldaten. Das war alles gut, und ich hatte Urſache, Arnaud für einen wahren Freund und aufrichtigen Kameraden zu halten.

„Doch es kam anders! Der Freund bewährte ſich nur bis auf einen gewiſſen Punkt, und gerade da, wo es galt, die Probe als Mann zu beſtehen, erlag er derſelben ſchimpflich.

„Arnaud iſt ein feuriger Jüngling und mit mir in gleichem Alter. Aber leider theilte er meine Neigung, denn auch er hatte Judith geſehen, ich hatte oft von ihren Vorzügen mit ihm geredet und ſeine Leidenſchaft unbewußt genährt. Aber in einer Hinſicht waren wir verſchieden; er war nemlich zu ſehr Franzoſe, zu ſehr der Sklave ſeiner Wünſche, als daß er der Stimme der Vernunft, der Freundſchaft und des Rechtes Gehör gegeben hätte, während ich mein Ziel offen und als Mann von Ehre zu erreichen ſtrebte. Arnaud's Liebe war dieſes Namens nicht würdig. Sie glich einem reißenden Waldſtrome, der kein Hinderniß kennt und Alles mit ſich hinabſtürzt, was ſeinen Lauf zu hemmen droht. So wollte auch er ertrotzen, was ihm billigerweiſe verſagt werden mußte, und mit Gewalt nehmen, was er durch Bitten

nicht erlangen konnte. Mir war dieſe Leidenſchaft fremd geblieben, denn mein Jugendfreund, vor dem mein Herz mit allen ſeinen Wünſchen wie ein offenes Buch aufgeſchlagen war, hatte mir ſeine Neigung zu meiner Geliebten verſchwiegen. — Da ging ich eines Abends allein in die Judengaſſe, denn ein geheimes Gefühl ſagte mir, daß es gut wäre, Akiba's Haus von Zeit zu Zeit zu bewachen, um es nöthigenfalls vor den Angriffen unſerer Soldaten zu beſchützen, die leicht nach den Schätzen des reichen Mannes lüſtern werden könnten. Kaum dort angekommen, bemerkte ich einige Geſtalten um das Haus ſchleichen, und da es eine finſtere Nacht war, ſo hatte eine derſelben eine Blendlaterne in der Hand, mit der ſie den andern vorleuchtete, die damit beſchäftigt waren, eine Strickleiter anzulegen. Ich dachte nicht anders, als es müſſe auf einen Einbruch abgeſehen ſein. Schon war ich nahe genug, um den Schändlichen zuzurufen und ſie zu verſcheuchen, als ich einen Offizier bemerkte, der in einen Mantel gehüllt war und die Burſche anführte. Wenige Augenblicke nachher ſah ich in das wohlbekannte Geſicht meines Freundes.

„Arnaud! rief ich ihm, halb erſtaunt, halb erzürnt zu, was machſt Du hier?

„Der Verräther erkannte mich. Er bebte zuſammen, entfernte ſich ſchnell, ohne mir zu antworten, und ſeine Helfershelfer folgten ihm unverrichteter Sache nach.

„Seit jener Stunde begegneten wir uns kalt und ausweichend. Der Vorfall wurde nie von uns besprochen, aber ich erfuhr von einem der Soldaten, daß der nächtliche Besuch Judith's Entführung zum Ziele gehabt habe. Arnaud mied mich bei jeder Gelegenheit, und aus den einstigen Jugendgespielen sind zwei erbitterte Feinde geworden.

„Da nahte die für die Stadt so unheilvolle Stunde heran. Einige Tage vorher fand ich mich in Akiba's Wohnung ein, um der Familie, zu der ich mich immer mehr hingezogen fühlte, meinen Rath und wo möglich auch meine Dienste anzubieten. Als ich dieses Wort erwähnte, sah mich Judith fragend an, und ihr schönes Auge schien einen Zweifel in die Glaubhaftigkeit meiner Worte zu setzen. Ich verstand diesen Blick und hätte es für einen Frevel gehalten, ihn nicht mit dem heiligen Versprechen zu erwidern, daß ich ihr zu Liebe die Gasse, in der sie wohne, zu retten suchen werde. — Ich hielt mein Wort, was mir nur dadurch möglich ward, daß ich eine der Warnungstafeln, und zwar jene, welche vor diesem Kloster aufgestellt war, nachdem ich dieses gerettet wußte, von hier hinwegnahm und sie am Eingang in die Judengasse aufstellte. Die Gasse war gerettet, aber ich werde durch diese Rettung verloren sein. Als nemlich das verheerende Element ausgetobt hatte und ich, von einer schweren Brandwunde getroffen, mich mei-

nem Ende nahe glaubte, hörte ich in einiger Entfernung, wie Arnaud die Klage gegen mich erhob, daß ich die Gnade des Königs mißbraucht und sie, des schnöden Gewinnes halber, dazu angewendet hätte, die Juden und ihre Häuser zu verschonen.

„So wurde ich hierhergebracht," schloß der Lieutenant v. Diliade seine Erzählung, „meine Genesung abzuwarten und dann ohne Zweifel den Tod des Verräthers zu sterben."

„Ich beklage Sie von Herzen," sagte die Schwester, indem sie ihre Thränen trocknete, „denn Ihre Handlung hätte wahrhaft einen andern Lohn verdient. Wie kam es aber, daß Ihr Kamerad die Judengasse nicht noch nachträglich in Brand stecken ließ, da er doch wußte, daß die Warnungstafel nicht ihr gegolten habe?"

„Das durfte, nach unsern Begriffen von der Heiligkeit des königlichen Wortes, nicht mehr geschehen. Der Name des Königs ist heilig, so wie seine Person selbst heilig ist, und da in diesem Namen, wenn auch fälschlich, die Schonung der Gasse einmal anbefohlen war, so durfte nichts mehr daran geändert werden. Genug, ich habe mein Wort gehalten, Judith wird meiner in Liebe gedenken, und mehr wollte ich nicht. Es geschehe nun mit mir, was da wolle — ich werde mich willig fügen und in meinem letzten Athemzuge den Namen eines Mädchens segnen, das in der ganzen Christenheit seines Gleichen nicht findet.

„Sie haben nun mein Bekenntniß, ehrwürdige Schweſter! Denken Sie von mir, wie Sie wollen. Es ſteht Ihnen ſelbſt frei, mich für einen Ketzer zu halten und es zu bedauern, daß jene Gerichte nicht mehr beſtehen, wo man mit ſolchen Leuten ein überaus ſchnelles Verfahren einhielt. Aber ich konnte nicht anders! Judith war und iſt das einzige Wort, das mich zu den kühnſten Thaten begeiſtern könnte, Judith, das Judenmädchen, leuchtet mir als Heilige vor, ſie lebt in mir, iſt vereint mit meinem Geiſte, und ihr Bild umſchwebt mich wachend und träumend. Ich werde ſie wohl nicht mehr ſehen, Schweſter Brigitte, denn eine Ahnung ſagt mir, daß man mein Vergehen in Paris ſtreng beurtheilen wird. Aber ich nehme das Bewußtſein mit mir in die Ewigkeit, daß ich ihr einen wichtigen Dienſt geleiſtet habe, und dies wird mich tröſten und ſtärken. Ich bitte Sie, ehrwürdige Schweſter, ihr, wenn Sie ſie je wiederſehen ſollten, meinen letzten Gruß zu bringen und ihr zu ſagen, daß der ſterbende Chriſt die geliebte Jüdin in ſein letztes Gebet eingeſchloſſen habe.“

Da der Kranke durch das Sprechen ſehr ermüdet war, ſo ermahnte ihn die Schweſter zur Ruhe und verließ ihn und ſeine Wächter, die nicht wußten, was ſie von der mit angehörten, aber nicht verſtandenen langen Unterredung halten ſollten.

Siebentes Kapitel.

Die Verwaiſten.

Auf der Stelle, wo kurz vorher prächtige Paläſte geſtanden hatten, lag jetzt ein ungeheuerer Schutt- und Aſchhaufen. Kein menſchlicher Fuß betrat die Plätze, die einſt dem Vergnügen, der geſelligen Unterhaltung oder der Andacht gewidmet waren. Nur der Geiſt der Zerſtörung ſchwebte als ein unheimlicher Gaſt am Geſtade des majeſtätiſchen Rheinſtromes auf und ab, der ſeine Wellen immer noch luſtig ſchaukelte und ſie an das Ufer ſchickte, um fragen zu laſſen, wo denn die Stadt hingekommen ſei, daß ſie ſich nicht mehr in ſeinem Spiegel beſchaue. Die Boten kamen zurück und brachten die Kunde, daß hier keine Stadt mehr ſtehe. Und der alte Vater Rhein ſchritt auf dieſe traurige Botſchaft in ſtillem Schmerze weiter und gedachte wehmüthig des alten Straßburg, welches er vor wenigen Stunden verlaſſen hatte und das vor Kurzem ebenfalls in die Hände des fremden Eroberers gefallen war. Er ſchickte keine Boten mehr aus, ſchloß alle ſeine Wellen in ſeine mächtigen Arme und eilte mit ihnen fort, um freiwillig den deutſchen Boden zu verlaſſen und nicht ſelbſt eine Beute des Galliers zu werden.

Die von dem Unglücke ſo hart Betroffenen hatten

auf der benachbarten Rheininsel eine Ruhestätte gesucht und sich dort einige Hütten erbaut. Die Städtezerstörer waren abgezogen und hatten, ohne sich um ihre Opfer weiter zu kümmern, diese ihrem Schicksale überlassen. Die Armen sahen den Zerstörern ihres Glückes ohnmächtig nach, ohne Aussicht auf einen Ersatz für ihre verlorenen Schätze, ohne Hoffnung auf Linderung ihres Schmerzes.

Doch der Vater über den Sternen, der bei allen Leiden, die er über seine Geschöpfe verhängt, diese doch nie ganz hoffnungslos untergehen läßt, sandte ihnen einen Boten seiner wiederkehrenden Gnade. Denn zu wiederholten Malen zeigte sich ein Regenbogen am Horizont, der mit seinem herrlichen Farbenspiel auf die Verbannten herabsah und Trost und Hoffnung in ihre Herzen goß. Dieses oft wiederkehrende Himmelszeichen ermuthigte die tief Gebeugten, die Stellen wieder aufzusuchen, auf denen sie einst so glückliche Stunden verlebt hatten.

Mit blutendem Herzen kam mancher früher bemittelte Bürger in die Stadt zurück — aber das verheerende Element hatte Alles gründlich zerstört. Kein Stein ruhte mehr auf dem andern, und die wenigen verschont gebliebenen Wohnungen wurden von den Unglücklichen mit neidischen Blicken betrachtet.

Die Juden zogen wieder in ihre Gasse ein und

lobten Jehova, der ſich ſeines auserwählten Volkes wieder einmal ſo liebreich angenommen hatte.

Von Akiba's Familie betraten aber nur Ruben und Judith das väterliche Haus wieder. Vater und Mutter ſollten nimmer heimkehren, denn der Schmerz über die erzwungene Auswanderung hatte Beiden während ihres kurzen Aufenthaltes auf der Rheininſel das Herz gebrochen. In einer dürftig erbauten Hütte lagen die Entſeelten nebeneinander und warteten des Augenblickes, wo man ihre Leiber auf den Sand bringen würde. So hieß nemlich der jüdiſche Begräbnißplatz, den man vor Jahrhunderten mit Staub aus dem gelobten Lande überfahren hatte. Dort wurde Akiba neben Mutter Lea gebettet, und noch lange nachher bezeichnete ein gemeinſchaftlicher Grabſtein die Gräber dieſes muſterhaften Ehepaars.

Ruben und Judith betraten das verwaiſte Vaterhaus als vater- und mutterloſe Waiſen. Es war ihnen unheimlich, und ein beengendes Gefühl erinnerte ſie daran, daß ſie jetzt ihre eigenen Herren und der väterlichen Aufſicht enthoben ſeien. Denn Akiba hatte während ſeiner Lebzeit ein patriarchaliſches Recht über die Seinigen ausgeübt, und war dieſes auch weder läſtig noch drückend für dieſelben, ſo kamen ſie doch nie zum Bewußtſein völliger Freiheit, da alle ihre Handlungen dem Willen des Vaters untergeordnet waren. Aber weit entfernt, ſich durch

die plötzliche Befreiung von diesem Zwange leichter und behaglicher zu fühlen, konnte sich das Geschwisterpaar durchaus nicht in seine neue Lage finden, und bei der kleinsten Veränderung, die im Hause vorgenommen werden sollte, hätte Ruben gerne des Vaters Geist um seine Meinung gehört, während Judith forschend nach der Stelle hinsah, wo noch vor Kurzem die Mutter so rastlos geschäftig war.

Diese kindliche Anhänglichkeit an die Heimgegangenen erweckte in Bruder und Schwester das peinliche Gefühl des Verlassenseins, und die unausgefüllten Räumlichkeiten im elterlichen Hause schienen ihnen von einer unermeßlichen Ausdehnung zu sein.

Eine solche schwärmerische Unthätigkeit, entstanden aus dem so gefahrvollen Mangel an Selbstvertrauen, mußte beseitigt werden, wenn die sonst so kräftigen Naturen nicht erschlaffen und endlich ganz untergehen sollten. Das Mittel hierzu fand sich bald, und die allgemeine Noth wirkte hier wohlthätiger, als es der ungetrübteste Friede je vermocht hätte. Akiba's Kinder wurden durch das Elend ihrer Mitbrüder aus ihrem Phlegma aufgerüttelt und zu thätiger Hilfe ermahnt. Anfangs leisteten sie dieselbe gleichsam willenlos und wie selbstverständlich; als sich ihnen aber der Mangel, die Noth und das Elend in ihrer ganzen Größe zeigten, da wurden sie mächtig ergriffen und wie von einer unsichtbaren Hand fortgetrieben, um

überall hinzueilen, wo Hilfe nöthig und Rettung möglich sei. Sie gingen und kamen, theils gemeinschaftlich, theils getrennt, suchten die Christen in Kellern und Gewölben auf, brachten ihnen von ihren Vorräthen und trösteten sie, wenn sie nicht helfen konnten, mit liebreichen Worten.

So vergingen einige Tage. Bruder und Schwester saßen Abends, ermattet von den gehabten Mühseligkeiten, traulich beisammen und erzählten sich von Diesem und Jenem, wie sie hier geholfen, dort gerettet und getröstet hätten, und verhehlten sich nicht, daß es ein unaussprechlicher Genuß sei, auf ein solches Tagewerk zurücksehen zu können.

Eines Abends, als sie sich wieder gegenseitig Bericht über ihre Wirksamkeit während des abgelaufenen Tages abstatteten und zugleich Pläne für den kommenden Morgen entwarfen, wurde leise an die Thüre geklopft, und wenige Minuten nachher zeigte sich eine weibliche Gestalt auf der Schwelle.

„Schwester Brigitte!“ rief Judith erfreut aus, als die Nonne auf sie zuging und ihr freundlich die Hand bot, „wie freuen wir uns, Sie bei uns zu sehen! Aber,“ fuhr sie nach einem kurzen Schweigen fort, „warum zu dieser Stunde? Führt Sie eine Botschaft her, die das Tageslicht scheut? oder scheuen Sie sich selbst, das Haus eines Juden —“

„Stille, Judith!“ unterbrach sie die Nonne mit

einem ſanften Verweiſe und indem ſie ihr die Hand auf den Mund legte, „laß den Juden aus dem Spiele, wenn die Chriſtin eine Freundin aufſucht, die ihr ſchon ſo viele Beweiſe von Edelſinn und Hochherzigkeit gegeben hat.“

Und nachdem ſie zwiſchen den Geſchwiſtern Platz genommen hatte, fuhr ſie fort:

„Du nennſt dies eine unpaſſende Stunde, um Beſuche zu machen? Du haſt Recht! Judith! Unpaſſend für Jedermann, doppelt unpaſſend für eine Kloſterfrau. Aber gerade dieſe Stunde iſt für den Zweck meines Beſuches die allein paſſende. Doch, zur Sache!

„Ihr kennt den Jammer, den die Franzoſen über unſere Stadt gebracht haben und wiſſet, daß beinahe ſämmtliche Bewohner obdachlos geworden ſind. Die Liebe, ich will nicht ſagen die chriſtliche, ſondern die allgemeine Liebe, muß ſich jetzt thätig und kräftig zeigen, und ich müßte mich ſehr irren, wenn Ihr, deren Habe ſo wunderbar gerettet wurde, nicht ſchon bei dem Werke der Barmherzigkeit thätig geweſen wäret. Ich weiß ja, daß Judith, ſowohl unſerem Kloſter, als ſonſt Nothleidenden, ſchon oft reiche Gaben geſpendet hat, und zwar zu Zeiten, wo das Elend von keinem unerwarteten Ereigniſſe herbeigeführt wurde und auch kein allgemeines war. — Alſo nichts von Unterſtützung, nichts von Almoſen, bei deren Erwähnung ich Euch

zu beleidigen fürchten müßte. Und doch komme ich als Bittende zu Euch, um Euer Erbarmen anzurufen."

„Was es auch sein möge," unterbrach sie Ruben, „wir werden helfen, wenn die Möglichkeit dazu in unseren Kräften liegt."

„Ich danke Euch für dieses Wort!" sagte Brigitte gerührt, „aber gerade der Zweifel an dieser Möglichkeit läßt mich fürchten, meine Bitte möchte unerfüllt bleiben. Doch, ich will Euere Neugierde nicht noch höher spannen und Euch mit wenigen Worten den Zweck meines Hierseins mittheilen:

„Nach dem Brande kamen mehrere Verwundete in das Kloster, wo man seitdem ihrer pflegt und wartet, so gut es eben gehen kann. Die Schwestern bieten Alles auf, um die Lage der Unglücklichen zu erleichtern, und schon haben Einige unsere Mauern verlassen, um in der Fremde ein Unterkommen zu suchen, während andere ihrer Genesung entgegengehen. Unter diesen Letztern befindet sich auch Einer, der meiner ausschließlichen Pflege übergeben wurde. Er war schwer verwundet und bedurfte einer sorgfältigen Behandlung. Unter Gottes Beistand ist es mir gelungen, ihn zu retten, so daß er entlassen werden würde, wenn ich nicht befürchtete, diese Entlassung möchte seinen Untergang herbeiführen."

Die Nonne hielt hier einige Augenblicke ein. Judith sah sie fragend an, doch wagte sie es nicht, die

Klosterfrau um einen Aufschluß über dieses sonderbare Bedenken zu bitten, und diese fuhr wieder fort:

„Fragt mich nichts, meine Freunde, weder wer der Unglückliche sei, noch warum er einer gefahrvollen Zukunft entgegengehe. Ich darf Euch für jetzt keinen Aufschluß darüber geben, da ich ihm bis zum Ausgang der Sache Stillschweigen geloben mußte. Es genüge Euch zu wissen, daß sein Leben bedroht sei, es aber nicht im Bereiche der Unmöglichkeit liege, dasselbe zu retten. Ja, meine Lieben, wir müssen, wir wollen, wir werden ihn retten. Er verdient es, glaubet meinen Worten, er verdient es, er hat es um uns Alle verdient, daß wir ihn retten. Aber wie und auf welche Weise? darüber kann ich Euch selbst noch nichts sagen. Für jetzt will ich nur Euer Wort, daß Ihr mich bei diesem Werke der Barmherzigkeit unterstützen wollet."

„Zählen Sie auf uns, ehrwürdige Schwester!" sagte Ruben mit Begeisterung, während Judith seine Hand fest in die ihrige schloß und der Nonne durch Zeichen zu verstehen gab, daß sie sich der thätigen Hilfe des Bruders mit Freuden anschließen werde.

Brigitte ersuchte die Geschwister, am andern Morgen in das Kloster zu kommen, wo sie das Weitere mit ihnen besprechen wolle. Hierauf verließ sie das Haus der Juden und kehrte in die Wohnung der christlichen Schwestern zurück.

Achtes Kapitel.

Die Besatzung des Klosters.

Die im Kloster gebliebene Besatzung, die bloß zur Bewachung des Lieutenants Diliade zurückgelassen wurde, bestand aus zwölf Grenadieren und einem Sergeanten. Die Mannschaft mit ihrem Führer befand sich zu ebener Erde und löste alle zwei Stunden die Wächter ab, die ihren Gefangenen bei offener Thüre bewachten, um ihn, streng nach dem erhaltenen Befehle, nie aus den Augen zu lassen.

„Es wird Euch Allen nicht unlieb sein," sagte eines Abends der Sergeant Le Clerc zu seinen Untergebenen, „daß wir einmal dieses Nest verlassen dürfen, wo es so traurig hergeht und wir nichts als alte Nonnen zu sehen bekommen, während unsere Kameraden in Mainz ein so schönes Leben führen."

„Das will ich meinen!" bestätigte ein stämmiger Grenadier, den sie wegen seines ungewöhnlich langen Schnurrbarts den „Moustachier" zu nennen pflegten. „Es ist traurig hier, wie in einem Eulennefte, und die Nonnen machen Gesichter, daß man davon laufen möchte."

„Nun, es ist ja bald vorüber," tröstete Le Clerc, „und wenn wir nach Mainz kommen, so wollen wir das Versäumte schon nachholen. Ich muß selbst ge-

ſtehen, daß es mir hier auch unbehaglich zu werden anfängt, und wenn ich die Nonnen Morgens aus der alten Kapelle kommen und durch den Hof ſchleichen ſehe, ſo kommt es mir immer vor, als marſchire eine Compagnie Raben vor mir auf, und ich gehe jedesmal weg, damit mir die traurigen Geſtalten mein Frühſtück nicht verleiden."

„Es ſind aber auch confiscirte Geſichter darunter!" bemerkte ein junger Burſche mit verächtlicher Miene.

„Confiscirt! das iſt der richtige Ausdruck, Kamerad!" ſagte Mouſtachier, laut auflachend. „Doch kümmere ich mich wenig um ſie, und wenn mir eine zu nahe kommt, ſo ziehe ich meinen Schnurrbart mit beiden Händen herab und drehe ihn um meine Finger, die ihm als Lockenhölzer dienen. Dadurch gewinne ich Zeit, um die heilige Schweſter vorüberziehen zu laſſen. Aber doch ſcheint ſo Manche Wohlgefallen an ihm zu finden, denn ſchon einige Male iſt es mir begegnet, daß ich mit dieſem Kunſtgriff längſt fertig war, als die Perſon immer noch um mich herumtrippelte. Ich kann's ihnen aber auch nicht verargen, den armen Dingern! Denn ſie haben in ihren Mauern doch noch keinen ſolchen Schnurrbart geſehen."

Alle lachten dem drolligen Mouſtachier Beifall zu und tranken auf das Wohl des ſchönſten und größten Schnurrbarts in der ganzen franzöſiſchen Armee.

Mouſtachier dankte ihnen ſelbſtzufrieden, trocknete

ſeinen Liebling auf beiden Seiten ab und brachte ihn wieder ſorgfältig in ſeine gehörige Lage.

„Ich möchte doch wiſſen," ſagte der jüngſte der Soldaten, „warum gerade dieſes alte Kloſter verſchont wurde."

„Bſt!" bemerkte ein Anderer, René mit Namen, indem er ein bedeutungsvolles Zeichen mit dem Finger machte, „das iſt ein Punkt, über den man nicht gerne redet. Es wurde wohl behauptet, der König wolle das Kloſter verſchont wiſſen, weil drei franzöſiſche Prinzeſſinnen in der Kapelle begraben liegen, die wegen ihres unerſchütterlichen Glaubens an den Erlöſer von den Hunnen zu Tode gemartert wurden. Aber wir ſtießen auch anderswo auf derlei Gräber, die uns wenig hinderten, die Gebäude niederzubrennen, und der Grund, warum gerade dieſes erhalten werden ſollte, mußte wohl tiefer liegen. Ich bin auf dieſen Grund gekommen, Kameraden, und wenn Ihr mir verſprechet, weiter keinen Gebrauch davon zu machen, ſo will ich Euch denſelben mittheilen."

„Wir geben Dir unſer Wort, Kamerad!" riefen Alle wie aus einem Munde.

„Nun, ſo hört! Ich weiß, Ihr ſeid Männer, denen nicht nur ihr Wort heilig iſt, ſondern die auch Klugheit genug beſitzen, um zu ſchweigen, wo das Reden ſchlimme Folgen haben könnte. — Ihr habt eben gehört, daß drei Prinzeſſinnen aus dem fran-

zösischen Königshause in der Klosterkapelle ruhen. Welche Bewandtniß es mit denselben hatte, weiß ich selbst nicht zu sagen, aber das ist gewiß, daß die armen Seelen dieser Königstöchter keine Ruhe in ihren Gräbern haben."

„Oho!" sagte Moustachier, indem er seinen Schnurrbart in Ringeln drehte, was er gewöhnlich zu thun pflegte, wenn ihn irgend ein Ereigniß oder eine Nachricht lebhaft beschäftigte. „Das klingt ja geisterhaft, René!"

„Geisterhaft!" wiederholte dieser mit gedämpfter Stimme, „geisterhaft und schauerlich! das ist wahr, Kamerad! schauerlich, daß es einen eiskalt überläuft und man mit einer Gänsehaut überzogen wird."

„Brr!" sagte ein anderer, sich schüttelnd, „mit Geistern mag ich nichts zu thun haben, und so gerne ich sonst meinem Manne stehe und es selbst mit Dreien aufnähme, so sollen mir doch diese Partner ohne Fleisch und Knochen vom Halse bleiben. Mich schüttelt's heute noch, wenn ich daran denke, wie ich einst mit drei Kameraden auf einem Dorfkirchhofe kampiren und im Beinhause übernachten mußte."

„Ist Dir dort etwas zugestoßen?" fragte Moustachier, immer noch mit seinem Schnurrbart beschäftigt.

„Nichts von Bedeutung!" erwiderte der Gefragte. „Aber schon der Gedanke, während der Mitternachtsstunde, der unheimlichen Geisterzeit — wenn es auf

der Kirchenuhr zwölf schlug und Alles still um uns herum war — zu dieser Stunde, sage ich — — —"

„Nun?" fragte Moustachier, als sein Kamerad inne hielt.

„Nun? Da wünschte ich, man möchte draußen trommeln, blasen und schießen, hauen und stechen. Wie gerne wäre ich hinausgestürzt, gleichviel, um zu siegen oder zu fallen. — Aber diese Todtenstille, diese schauerliche zwölfte Stunde — — —"

„Nun? was war's damit?"

„Geh, Du verstehst das nicht, Moustachier!"

„Versteh' das nicht!" brummte Moustachier in den Bart, während die übrigen Kameraden in René drangen, ihnen zu erzählen, was er von den armen Seelen der drei Königstöchter wisse.

„Wie gesagt," begann dieser wieder, „haben die armen Seelen keine Ruhe und —"

„Und," unterbrach ihn der Sergeant, der bisher ruhig zugehört hatte, „die armen Seelen werden Euch noch sammt und sonders die Köpfe verrücken. Geht, Kameraden! Das sind Ammenmährchen, die nicht in die Wachtstube tapferer Soldaten gehören"

„Aber," bemerkte René.

„Aber," unterbrach ihn der Sergeant von neuem, „ich weiß schon, was Du sagen willst. Du hast gehört, was auch mir zu Ohren kam, als die Stadt noch nicht zerstört war und noch Niemand daran

dachte, daß man uns hier einquartiren würde. Die Königstöchter ſollen nemlich von Zeit zu Zeit Gefallen daran finden, eine nächtliche Promenade durch das Kloſter zu machen, um friſche Luft zu ſchöpfen und ſich ein wenig umzuſehen, wie es auf der Oberwelt hergehe. Aber ich kann daran nicht glauben, meine Freunde, denn wäre es ſo, ſo hätten ſie gewiß aus Artigkeit ihren Landsleuten ſchon einmal einen Beſuch abgeſtattet."

„Wofür ich recht ſchön danken würde," bemerkte René.

„Und ich," fügte Mouſtachier hinzu, „würde beide Augen ſchließen, um ob der Schönheit der königlichen Hoheiten nicht zu erblinden."

„Laßt das, Kameraden!" ſagte Le Clerc. „Die Prinzeſſinnen Embede, Warbede und Wilbede ſchlafen einen ſo ſüßen und tiefen Schlaf, daß ſie wahrſcheinlich keine Luſt haben, ſich in unſere Angelegenheiten zu miſchen. Laßt ſie ruhen und freut Euch, daß wir ihnen in einigen Tagen für immer Lebewohl ſagen dürfen."

Die Soldaten ſchwiegen. René und Mouſtachier ſahen ſich bedeutungsvoll einander an und ſchienen ſich ſagen zu wollen, daß ſie in ſolchen Dingen den Herrn Sergeanten für keinen competenten Richter hielten.

Neuntes Kapitel.

Die Rettung

Die Sonne ging majeſtätiſch im Oſten auf und ſandte ihre Strahlen zu den Wellen des Rheinſtroms hinab, die ſie freundlich empfingen und liebkoſend willkommen hießen. Die Königin des Tags verließ allmälig ihr nächtliches Bett und ſtieg in ihrer vollſten Pracht am Horizont empor, während ſie die ſilbernen Locken des alten Rheins mit ihrem Golde überzog, ſo daß ſie im herrlichſten Purpur erglühten. Kein Ruder durchfurchte den glatten Spiegel, kein Lüftchen bewegte deſſen glänzende Ebene. Friedliche Stille herrſchte ringsumher, die nur zuweilen von dem Gekrächze wild aufſchreiender Vögel unterbrochen wurde, die ſchon anfingen, ihre Neſter auf den Trümmern der einſtigen Paläſte zu bauen.

Durch das Gerölle von veraltetem Mörtel und Steinhaufen gingen in aller Frühe zwei Wanderer Hand in Hand gegen den Rhein zu, bogen nach einer kurzen Strecke rechts ein und vertieften ſich an einer andern Stelle wieder in Bergen von Schutt, Staub und verbranntem Holzwerk. Es war Judith mit ihrem Bruder Ruben, die das väterliche Haus mit Sonnenaufgang verlaſſen hatten, um die Schweſter Brigitte in ihrem Kloſter aufzuſuchen.

An der Pforte angekommen, läuteten sie an, und bald darauf wurde ihnen von einer Schwester geöffnet, die sie sogleich in das Sprachzimmer führte, wo Brigitte ihrer schon wartete.

„Ihr seid pünktlich, Freunde!“ sagte die Nonne, nachdem sie ihre Gäste willkommen geheißen und zum Sitzen eingeladen hatte, „und diese Pünktlichkeit verräth mir, daß Ihr Euch der Sache eifrig annehmen wollt. Ich danke Euch dafür!“

„Es ließ uns keine Ruhe, Schwester“, sagte Ruben, „dem Unglücklichen, von dem Sie uns gestern sagten, in seiner Noth beizustehen. Wir folgen Ihnen blindlings und stellen uns ganz zu Ihrer Verfügung.“

„Wofür ich Euch nochmals danke, gute Seelen! Also zur Berathung! Wie ich Euch gestern schon sagte, will der Bedrohte nicht gekannt sein, und es mögen ihn triftige Gründe veranlaßt haben, mir vorerst Stillschweigen aufzulegen. Doch, was liegt daran? Er bedarf unseres Beistandes, und es soll mindestens nicht an uns liegen, wenn seine Rettung mißlingt. Aber die Ausführung wird nicht leicht sein, denn wir müssen ihn der Aufsicht seiner Wächter entziehen, die ihn nicht aus den Augen lassen und unsern Entführungsplan vereiteln werden, wenn wir nicht mit der größten Sorgfalt zu Werke gehen.“

„Eine Entführung, Schwester?“ fragte Ruben, „eine Entführung aus einem Kloster? und von Ju-

den unternommen? Wissen Sie nicht, daß Todesstrafe darauf steht?"

„Seid unbesorgt, mein Freund!" sagte Brigitte lächelnd, „Ihr werdet weder eine Novize noch eine eingekleidete Nonne in die Arme schließen; auch ist unser Pflegling nichts minder als ein Klosterbruder. Ich sagte Euch ja, daß er seiner Wunden wegen hier verpflegt wurde und jetzt entlassen werden soll."

„Aber warum —"

„Ihr dürft nichts fragen", unterbrach ihn Brigitte, „denn ich kann und darf Euch nicht antworten. Nur so viel will ich Euch sagen, daß, wenn wir ihn nicht auf irgend eine Weise entführen, noch diese Nacht entführen, er mit dem anbrechenden Morgen fortgebracht wird, um den schmählichen Tod des Verräthers zu sterben."

„Verdient es aber auch ein Verräther, daß man ihm so große Sorgfalt widmet?"

„Laßt das gut sein, mein Freund, und begnügt Euch mit der Versicherung, daß dieser Verräther durch den begangenen Verrath eine der edelsten Handlungen begangen hat."

Bruder und Schwester sahen sich einander an. Sie schienen über die Person des Gefährdeten nicht mehr im Zweifel zu sein, doch wagten sie ihre Vermuthung nicht laut werden zu lassen und sannen um so ernster auf ein Mittel zu seiner Befreiung.

Brigitte machte ſie den Tag über mit den Oertlichkeiten des Kloſters bekannt, vermied es aber ſo viel als möglich, in die Nähe der Beſatzung zu kommen, von der ſie jeden Verdacht mit großer Gewandtheit fern zu halten wußte.

So rückte die Dämmerung heran. Die Geſchwiſter befanden ſich allein im Sprachzimmer, während Brigitte im Kloſter umherſpähte, um ſich zu verſichern, daß kein Verrath im Hintergrunde lauere. Mit einbrechender Nacht kehrte ſie zu ihren Freunden zurück und brachte ihnen die tröſtende Nachricht, daß Alles ruhig ſei und die im Erdgeſchoß befindliche Wache nichts Arges ahne, die Wächter des Gefangenen aber vor deſſen Zelle auf- und abgingen und ihn, nach wie vor, ſtreng bewachten.

Es war gegen Mitternacht. Alles war ſtill und ruhig auf dem Andreasplatze und in den weiten Räumen des alten Kloſters. Die Soldaten lagen zur größeren Hälfte mit ihrem Anführer auf Strohmatratzen, während René und Mouſtachier auf dem obern Gange auf- und abgingen und den Augenblick ihrer Ablöſung erwarteten, um ebenfalls einige Stunden ruhen zu können.

Draußen herrſchte dumpfe Schwüle, der ſichere Vorbote eines heranziehenden Wetters. Der Himmel war mit ſchweren Wolken überzogen, die ſich wie eine Bleidecke auf den Andreasplatz herabſenkten und die

Wohnungen der armen Nonnen erdrücken zu wollen schienen. In kurzen Zwischenräumen durchzuckten Blitze die Atmosphäre, und ein ferner Donner rückte näher und immer näher heran. Das Wetter entfaltete sich nach und nach auf eine bedenkliche Weise und die Schläfer wurden sammt und sonders aus ihren Träumen gerüttelt. Sie wischten sich den Schlaf aus den Augen und sahen dem Toben der Elemente scheinbar ruhig zu. Im Kloster rührte es sich allenthalben, und dessen Bewohnerinnen sahen einen Sturm herantoben, wie sie ihn in dem Hause des heiligen Andreas noch nicht erlebt hatten. Heftige Windstöße machten das ganze Gebäude erbeben und erschütterten es in seinen Grundvesten. Der Regen schüttete gewaltig herab und drohte Gärten und Felder für immer zu zerstören. Und wirklich wurden hier die herrlichsten Obstbäume entwurzelt, dort die schönsten Blumenbeete verwüstet, so daß der vom Feinde verschont gebliebene Klostergarten jetzt von einem Orkane heimgesucht und schonungslos vernichtet wurde.

Dieses ungestüme Wetter, das immer heftiger tobte und wüthete, ging selbst an den Soldaten nicht wirkungslos vorüber, und hatten auch die Diener des großen Ludwig mit frohem Muthe manche Stadt angezündet und sie kaltblütig in Flammen aufgehen sehen, so wurden sie doch von den heftigen Donnerschlägen, den zuckenden Blitzen und den mächtigen Re-

gengüſſen, die mit gewaltiger Macht an die Fenſter ſchlugen und ſie zu zertrümmern drohten, wie von der Stimme eines Racheengels ermahnt, daß die Stunde der Vergeltung gekommen ſei. Die Helden des ſiebzehnten Jahrhunderts ſtarrten dieſes Schauſpiel regungslos an, und wenn die Blitze zuweilen das Zimmer beleuchteten und den ganzen Raum mit einem Feuermeer begoſſen, da ſahen ſich die ſonſt unerſchrockenen Krieger bebend und zitternd einander an und glaubten, die rächende Nemeſis werde ſie mit demſelben Elemente beſtrafen, durch das ſie des Unheils ſo viel geſtiftet hatten. Die Wächter vor der Zelle des Gefangenen waren nicht minder erſchüttert, als ihre Gefährten im Erdgeſchoſſe, denn die wilden Elemente tobten auch in den oberen Räumen des Kloſters; der Sturm heulte durch die Gänge, die vermittelſt einer ſchmalen Treppe mit dem Dachwerk in Verbindung ſtanden, das mehrere Oeffnungen hatte, welche das Wetter ungehindert eindringen ließen. Ja das Lärmen und Toben in den obern Räumen des Kloſters war noch geräuſchvoller, die Windſtöße noch heftiger und das Rollen des Donners noch mächtiger als in den unteren. René fing an zu ſchaudern und Mouſtachier ſtrich ſeinen Schnurrbart zu wiederholten Malen. Jetzt ſchlug es in der Kapelle zwölf Uhr, der Sturm heulte dazwiſchen, und mit dem zwölften Schlage geſchah auch zugleich ein fürchterlicher Don-

nerſchlag, der den Boden unter den Füßen der Wächter erbeben machte und das ganze Gebäude zu zertrümmern drohte. Das Wüthen der Elemente wollte kein Ende nehmen und der jüngſte Tag ſchien gekommen zu ſein. Réné und Mouſtachier zitterten an allen Gliedern, und dieſes Beben und Zittern ſteigerte ſich auf den höchſten Grad, als unmittelbar nach dem zwölften Glockenſchlage ein fremdartiges Aechzen und Jammern an ihre Ohren ſchlug. Sie hörten deutlich, wie eine Frauenſtimme in einiger Entfernung zum Erbarmen wimmerte und ächzte und — nein, es war keine Täuſchung — ſie vernahmen die Worte: Embede! Warbede! Wilbede! und zwar flehend, jammernd und hilferufend.

Jetzt ſank der Muth der beiden Wächter. Mouſtachier hatte ſeinen Schnurrbart ſchon vor einigen Minuten verlaſſen; ſei es, daß er ſich ſchämte, dieſem treuen Gefährten ſeine Schwäche zu geſtehen, oder daß ihm die Kraft fehlte, ſeinen Fingern die Geſtalt von Lockenhölzern zu geben. Denn Mouſtachier bebte wie Espenlaub und war nahe daran, die Waffen zu ſtrecken und auf und davon zu laufen. Seinem Leidensgefährten ging es nicht beſſer, und beide Helden befanden ſich in einem höchſt bedauernswerthen Zuſtande, der noch peinlicher und endlich ganz unerträglich wurde, als der Hilferuf näher und immer näher kam und endlich eine weiße Geſtalt durch den Gang

ſchwebte und die Richtung gegen den Ort einſchlug, an dem ſich die Wächter befanden. Jetzt vergingen dieſen die Sinne, ſie vergaßen den Gefangenen, ihre Pflicht, ihren Eid, ſich ſelbſt. Sie warfen ihre Waffen zu Boden, eilten die Treppe hinab und ſtürzten in das Wachtzimmer, wo ſie wie entſeelt zuſammenbrachen und kein Wort hervorbringen konnten.

Unterdeſſen war es in der Zelle, durch deren offene Thüre der Geiſt geſchritten war, zu einem Auftritt anderer Art gekommen. Diliade wußte nicht, was um ihn her vorgegangen war. Er ſtarrte die eintretende weiße Geſtalt mit Befremden an und konnte ſich nicht erklären, was dieſes Poſſenſpiel zu bedeuten habe. Aber der Geiſt beeilte ſich, ihm das Räthſel zu löſen, denn der weiße Schleier, in den die Geſtalt tief gehüllt war, hob ſich in die Höhe, und nach einigen Augenblicken rief der Gefangene entzückt aus: „Judith! geliebtes Mädchen! biſt Du es?

„Ich bin es!“ ſagte Judith mit größter Eile, „aber es iſt keine Zeit zu verlieren. Fort, fort! denn an jeder Minute hängt ein koſtbares Menſchenleben. Eilen Sie an das Fenſter — dort iſt eine Strickleiter befeſtigt — unten ſteht mein Bruder, der Sie erwartet und in Sicherheit bringen wird. Aber um des Himmels Willen, eilen Sie!“

„Und Du, geliebter Engel?“

„Ich bleibe. Man darf mich nicht noch einmal

ſehen, da man ſonſt auf den Betrug kommen könnte. Wenn Sie fort ſind, werde ich ſchnell ein bereit liegendes Nonnenhabit anziehen, aber das hat keine Eile. Fort, fort! retten Sie nur Ihr koſtbares Leben.“

„Wohin wird mich Dein Bruder bringen?“

„Gleichviel! Er wird Sie retten. Aber um Gottes Willen, eilen Sie.“

„Und welchen Troſt darf ich von hinnen mitnehmen, geliebtes Mädchen?“

„Die Verſicherung meines herzlichen Antheils an Ihrem Geſchicke.“

„Sonſt nichts, Judith? ſonſt kein tröſtendes Wort? kein Zeichen Deiner Liebe?“

„Hier dieſe Locke und — dieſen erſten und letzten Kuß des unglücklichen Judenmädchens.“

Jetzt zeigte ſich ein Schatten an dem Fenſter der Zelle. Die Liebenden ſahen hin und bemerkten den ſchwarzen Lockenkopf Rubens, der die Strickleiter erklettert hatte und den Lieutenant dringend aufforderte, eilends herabzukommen, wenn er gerettet ſein wolle.

Der Edelmann ſchloß das Judenmädchen ſchwärmeriſch in ſeine Arme, drückte noch einen heißen Kuß auf deſſen ſchöne Lippen und verließ die Zelle, um ſeinem Retter zu folgen.

Zehntes Kapitel.

Das Wiederſehen.

„Dank, edler Jüngling!“ ſagte Diliade zu Akiba's Sohn, als Beide den Nachen verließen, der ſie an das jenſeitige Rheinufer, auf deutſches Gebiet, gebracht hatte. „Dank, tauſend Dank! Wie werde ich ſo viel Liebe und Aufopferung je vergelten können?“

„Wir haben jetzt an Anderes zu denken, Herr von Diliade!“ erwiderte Ruben, „und müſſen vor Allem darauf bedacht ſein, Sie paſſend unterzubringen, denn Sie ſind des Landes unkundig und kennen weder die Sitten noch die Gebräuche der diesſeitigen Bewohner. Erlauben Sie mir daher, daß ich Sie vorerſt auf einen nahe gelegenen Hof begleite, wo man Sie auf mein Erſuchen gaſtlich bewirthen wird, bis Sie im Stande ſein werden, ſelbſt für ſich zu ſorgen.“

„Das wird wohl nicht ſo ſchnell gehen, da, wie Du weißt —“

„Laſſen Sie das, Herr von Diliade!“ unterbrach ihn Ruben, „und ſeien Sie deshalb außer Sorge. Wir haben auch nicht gefragt, woher der Retter unſerer Habe kommen werde und nahmen ſein großes Opfer an, unbekümmert darum, daß er durch dieſe edle Handlung ſeinen Kopf auf's Spiel ſetzte. Alſo abgethan!“

Digitized by Google

Nach einer kurzen Strecke erreichten sie das von Ruben bezeichnete Gut, wo Herr von Diliade wohlhabende und freundliche Landleute traf, die ihn liebevoll aufnahmen. Ruben schien auf dem Hofe bekannt zu sein, denn nicht nur der Hofbauer, sondern auch dessen Kinder hießen ihn freundlich willkommen und freuten sich, ihn wieder einmal zu sehen. Er erzählte ihnen in Kürze was vorgefallen war und ersuchte den Gutsbesitzer, seinen Pflegebefohlenen bei sich zu beherbergen und standesgemäß zu bewirthen. Er selbst aber verließ den Hof noch denselben Morgen, um zur Schwester zurückzukehren.

Schon am darauf folgenden Tage kam ein Bote auf dem Gute an, der Alles mitbrachte, was zur Bequemlichkeit des Herrn von Diliade dienen konnte. Mehr als Alles aber überraschte diesen ein Brief von Judith, dessen Inhalt nicht verfehlte, den tiefsten Eindruck auf ihn zu machen. Er lautete:

„Großmüthiger, edler Herr!

„Die That ist vollbracht, unser Werk gelungen und mein heißester Wunsch erfüllt. Sie sind gerettet, edler Herr! durch eine List gerettet, zu der ich mich wohl nie verstanden hätte, wenn mir die Person, um deren Leben es sich handelte, minder werth gewesen wäre. Ich darf es Ihnen jetzt sagen, Herr von Diliade! Sie sind mir theuer, theurer, als ich es nach

den Satzungen meiner Väter je werde verantworten können. Aber der Kampf ist ausgekämpft, ein deutscher Strom breitet seine mächtigen Arme zwischen uns aus und hält uns fern von einander. Wir werden uns wohl nie mehr sehen; doch erlaubt sich das Judenmädchen, Ihnen die Versicherung nachzurufen, daß es Ihrer nie vergessen werde. Seien Sie glücklich! Die Verhältnisse werden sich für Sie anders gestalten und es Ihnen erlauben, wieder in Ihr Vaterland zurückzukehren. Suchen Sie dort eine Tochter Ihrer Heimath, gründen Sie eine Familie und gedenken Sie zuweilen der fernen Freundin, die für Sie und die Ihrigen zum Gotte ihrer Väter beten wird. Leben Sie wohl, Herr von Diliade! Ein herzliches, ewiges Lebewohl von Ihrer Freundin

Judith."

Diliade war von diesen Worten so sehr ergriffen, daß er wie ein Kind weinte. Er benetzte das Blatt mit seinen Thränen, küßte es zu wiederholten Malen und verwahrte es dann wie ein Heiligthum.

Die betrübenden Zustände in Deutschland wurden durch den Ryswiker Frieden um etwas gebessert. Die Spuren der Verwüstung in den Rheinlanden verwischten sich nach und nach, der emsige Landmann sah seine Saaten wieder grünen und gedeihen und hatte die

freudige Hoffnung, die Früchte ſeines Fleißes wieder einmal ungeſtört genießen zu können.

Es war im hohen Sommer, als an einem ſchwülen Abend ein Mann an den Ufern des Neckars auf- und abging und ſich an dem Anblick der gegenüber liegenden Trümmer des Heidelberger Schloſſes ergötzte. Er mochte in den Jahren ſtehen, die man bei Männern die beſten zu nennen pflegt. Sein Aeußeres verrieth Ruhe und Würde, gepaart mit jener ſeltenen Selbſtzufriedenheit, nach der wir gewöhnlich den Seelenzuſtand des glücklichen Menſchen beurtheilen.

Sein Anzug war gewählt, ja ſelbſt elegant zu nennen, ohne gerade ſtreng der Mode der Zeit zu huldigen.

Er mußte nicht fremd hier geweſen ſein, denn ſeine Blicke ſchweiften nicht unſtät und neugierig umher, als wollten ſie ſich auf einmal mit allen noch nicht geſehenen Schönheiten ſättigen, ſondern ruhten behaglich, und als wären ſie mit ihrer Umgebung längſt vertraut, zuweilen auf der rieſigen und prachtvollen Ruine, dann wieder auf dem kühn emporragenden Kaiſerſtuhle und endlich auf dem erhabenſten und ſchönſten Bilde der Natur, auf dem Garten Gottes, der ſich hier, wie nirgends in Deutſchland, ſo herrlich, ſo lieblich und ſo majeſtätiſch entfaltet.

In nicht weiter Entfernung von ihm ging eine Frau mit zwei Kindern, einem Knaben und einem

Mädchen, im Alter von acht bis zehn Jahren. Die Kinder waren froh und munter, haſchten hier nach einem Schmetterlinge, dort nach einem Käfer, ſuchten hier eine Kornblume, dort ein Vergißmeinnicht; denn ſie bedurften der Blumen gar viele zu einem Kranze, den das Mädchen zu winden angefangen hatte und in der Hand hielt. Dieſer Kranz ſollte, wie die Kleine geſchwätzig wiederholte, recht ſchön werden, da er morgen die Mutter zu ihrem Geburtstage beim Frühſtück überraſchen ſolle. Der Bruder war ihr ein eifriger Gehilfe, denn als ſie ihn ermahnte, Käfer und Schmetterlinge in Frieden ſummen und fliegen zu laſſen, und Blumen, recht viele Blumen zu ſammeln, da übergab er ſein Netz der Frau, welche die Kinder begleitete und ſuchte rothe, gelbe und blaue Blümchen in Fülle. Die Schweſter ſetzte ſich endlich auf einen kleinen Hügel, um an den beinahe vollendeten Kranz die letzte Hand zu legen und hier ein blaues, dort ein rothes Blümchen einzuflechten. Der Knabe hingegen ſchweifte fortwährend herum, um immer wieder etwas Neues und Schöneres zu holen. Die Begleiterin der Kinder hatte ſich zu dem Mädchen geſetzt, denn die kleinen Wildfange hatten die ſchon betagte Frau ſehr ermüdet, ſo daß ihr die Ruhe wohl that.

Kaum aber hatte ſie ihrer geſchäftigen Pflegebefohlenen einige Minuten zugeſehen, als ſie einen Hilfe-

ruf vernahm, in dem sie die Stimme des Knaben zu erkennen glaubte. Sie eilte fort und gewahrte zu ihrem Entsetzen, wie sich ein Mann in den Neckar stürzte und kurz darauf einen Gegenstand herauszog. Es war der Bruder des kleinen Mädchens, der sich in seinem Eifer dem Ufer zu sehr genähert, einen Fehltritt gethan hatte und in den Fluß gefallen war. Der Mann hatte die Gefahr bemerkt und den Knaben noch zu rechter Zeit in der Mitte des Flußbettes erreicht.

Er brachte ihn ganz triefend an's Ufer, trug ihn auf den Hügel und bot Alles auf, um ihn wieder in's Leben zurückzurufen. Als ihm dieses gelungen war, fragte er die Frau nach den Eltern der Kinder, worauf diese antwortete:

„Wir sind erst vor drei Tagen aus Frankfurt hier angekommen. Der Vater der Kinder ist schon vier Jahre todt, und dessen Wittwe will einige Wochen in der hiesigen schönen Gegend zubringen. Sie wird mich wegen meiner Unachtsamkeit mit gerechten Vorwürfen überhäufen."

„Sie müssen ihr den Vorfall verschweigen," erwiderte der Herr, „und damit sie gar nichts merke, wollen wir den Knaben in meine Wohnung bringen und ihn dort so lange verpflegen, bis er wieder ganz hergestellt sein wird. In einigen Stunden wird er

ſich erholt haben. Meine Wohnung liegt nicht weit von hier.“

Die Wärterin nahm dieſe freundliche Einladung dankend an und folgte dem edlen Menſchenfreunde mit den Kindern in deſſen Behauſung.

Eine alte Dienerin empfing die Eintretenden, und als ihr ihr Herr in Kürze mitgetheilt hatte, was vorgefallen war, traf ſie alle nöthigen Vorkehrungen. Bald darauf kam auch ein Bedienter, der ſie unterſtützte, und nach einigen Stunden kehrte der Gerettete mit ſeiner Wärterin und ſeiner Schweſter zur Mutter zurück.

Am andern Morgen begab ſich die Mutter in Begleitung ihrer Kinder und ihrer Dienerin in die Wohnung des Herrn, um ihm zu danken. Als ſie in das Zimmer getreten war, blieb ſie erſtarrt ſtehen, und auch der Retter ihres Kindes war nicht im Stande, ein Wort zu reden.

Beide ſahen ſich erſtaunt einander an; ſie begegneten bekannten Zügen, liebliche Bilder der Vergangenheit tauchten in ihnen auf, die ſich nach und nach immer mehr zur Wirklichkeit geſtalteten. Nein, es war keine Täuſchung, kein Phantaſiegebilde! denn Herr v. Diliade ſtand wirklich vor Judith, dem ſchönen jüdiſchen Weibe, der majeſtätiſchen Geſtalt, die jetzt, als Mutter und Wittwe, ihm noch erhabener, ſchöner

und reizender vorkam, als das ehemalige Judenmädchen.

„Also abermals mein schützender Genius!“ sagte Judith endlich, indem ihr strahlendes Auge eine Thräne zerdrückte, „abermals der Retter eines der Meinigen! Ich begegne Ihnen heute zum dritten Male als meinem Schutzgeiste und fange an, Sie für mehr als ein menschliches Wesen zu halten. Empfangen Sie den Dank einer Mutter, die ohne Ihren Beistand heute höchst unglücklich wäre.“

„Ich kann von Judith diesen Dank nicht annehmen,“ erwiderte v. Diliade gerührt, „denn nicht ihr habe ich diesen kleinen Dienst erwiesen, sondern einem fremden Kinde, dessen Mutter ich nicht kannte.“

„Nun, so bringe ich Ihnen diesen Dank im Namen der ganzen Menschheit, edler Herr!“

„Genug des Dankes!“ erwiderte v. Diliade ausweichend. „Sagen Sie mir lieber Einiges über Ihre letzte Vergangenheit. Wie haben Sie gelebt und was ist aus Ihrem braven Bruder geworden?“

„Er fiel ein Opfer seiner Dienstfertigkeit,“ antwortete die schöne Frau mit zitternder Stimme. „Einige Tage nach Ihrer Befreiung wurde die Sache verrathen und Ruben gefänglich eingezogen. Ich durfte ihn nicht mehr sehen, er wurde nach Mainz gebracht, und trotz aller Nachforschungen konnte ich nicht erfahren, was aus ihm geworden sei.“

„Ich bedauere ihn von Herzen! Er war ein edler Menſch, edel im engſten Sinne des Wortes. Und Sie?“

„Ich hatte keine Freude mehr im elterlichen Hauſe und folgte der Einladung einer Tante, die in Frankfurt wohnte und eine Verbindung zwiſchen mir und ihrem Sohne wünſchte. Ich gab meine Zuſtimmung und reichte ihm meine Hand.“

Judith ſchwieg und ſah betrübt zu Boden. Diliade ſah ſie mit einem prüfenden Blicke an und fragte mit halblauter Stimme:

„Waren Sie glücklich, Judith?“

Sie erhob das thränenſchwere Auge zu dem ſtattlichen Manne und ſagte mit bewegter Stimme:

„Das ſind meine Kinder, edler Herr!“

Diliade glaubte genug gehört zu haben und drang nicht weiter in ſie. Er ſagte ihr hierauf, daß er ſein Vaterland nicht mehr betreten, ſondern ſich hier angekauft habe und ein ſtilles, zurückgezogenes Leben führe.

„Und Ihre Familie?“ fragte Judith.

„Ich konnte mich nie zu einer Verbindung entſchließen,“ erwiderte v. Diliade. „Ich habe in meinem Herzen einer Gottheit einen Altar errichtet, auf dem Keiner andern geopfert werden ſollte. Das habe ich mir in jener Stunde gelobt, wo ich Ihren Abſchiedskuß mit einer Locke Ihres ſchönen Haares von

Ihnen erhielt. Ich habe meinen Schwur gehalten, schöne Frau, und hätte nicht geglaubt, daß mich das Schicksal je wieder so glücklich machen würde, Judith, meine heißgeliebte Judith noch einmal zu sehen."

Bei diesen Worten wurde der gesetzte Mann so von seinen Gefühlen hingerissen, daß er der schönen Wittwe zu Füßen fiel, ihre Hände ergriff und sie mit heißen Küssen bedeckte.

Judith's Augen schwammen in Thränen. Sie sah liebevoll auf Diliade herab — doch schnell, wie der Gedanke, riß sie sich von ihm los, ergriff die Hände ihrer Kinder, warf noch einen Blick auf den Mann ihres Herzens und verließ dessen Wohnung mit eiligen Schritten.

Herr v. Diliade war glücklich mit dem Gedanken, daß er die Heißgeliebte jetzt oft sehen und sie überreden werde, ihren ständigen Aufenthalt in Heidelberg zu nehmen. Er malte sich eine glänzende Zukunft aus und nährte selbst die Hoffnung, daß seine früheren Wünsche jetzt erfüllt werden würden.

Sein Herz schlug fast mit hörbaren Schlägen, als er sich der Wohnung näherte, die ihm Judith als die ihrige bezeichnet hatte. Aber wie vernichtet stand er der Wirthin gegenüber, als ihm diese die betrübende Nachricht brachte, daß die Fremde vor einer Stunde abgereist sei.

Eilftes Kapitel.

Das letzte Begegnen.

Es ist doch eine eigene Sache um die Scholle Erde, auf der wir geboren wurden! Sie ist und bleibt uns theuer bis zu unserem letzten Athemzuge, und wenn uns auch die mannigfachsten Verhältnisse eines vielbewegten Lebens weit hinausgetrieben und auf eine Stufe gestellt haben, die wir zu erreichen nie geträumt hatten. Unser heimischer Boden, der enge Raum unserer Geburtsstätte, hat einen ewigen unverwischlichen Reiz für uns; er scheint mit neidischen Blicken in die Ferne zu sehen, in der wir uns in gereiften Jahren tummeln und bewegen, und seine prunklosen Bilder dünken uns freundlich zuzunicken, als wollten sie uns einladen, sie wieder einmal aufzusuchen, um in ihrer Gesellschaft unsere Kindheit noch einmal zu durchträumen.

Diese Sehnsucht nach der geliebten Heimath lockte auch jene Unglücklichen, die in weiter Ferne eine freundliche Aufnahme gefunden hatten, in die öde Stadt zurück. Sie kehrten in Schaaren heim, legten wacker Hand an, um sich wieder wohnlich einzurichten, und die ehemalige Kaiserstadt stieg nach und nach aus ihren Trümmern hervor.

Es waren Jahre verflossen. Der unermüdliche

Fleiß hatte in einigen Jahrzehnten Großes geschaffen, und wo noch kurz vorher Asch- und Steinhaufen vom französischen Uebermuthe zeugten, regte sich jetzt die deutsche Thätigkeit, um aufzubauen, was der schlimme Nachbar niedergerissen, wieder herzustellen, was er zerstört hatte. Hierzu bedurfte es aber auch der ganzen deutschen Beharrlichkeit, der deutschen Geduld, des deutschen Gottvertrauens. Die aus der Verbannung Heimgekehrten weinten Thränen des Schmerzes auf den Gräbern ihrer Schätze, wurden aber mächtig gehoben und gekräftigt, als sie ihren geliebten Vater Rhein wieder sahen, dessen Silberfluthen immer noch majestätisch dahinflossen und von der ewigen Wahrheit Zeugniß gaben, daß die Weltordnung nimmermehr gestört werden könne. Es herrschte eine rührige Geschäftigkeit in der Mitte der kaum übersehbaren Schutthaufen, denn das gemeinschaftliche Unglück bedingte ein gemeinschaftliches Handeln, und in der That vereinigten sämmtliche Landsleute alle ihre Kräfte, um das große Werk der Wiedererbauung ihrer geliebten Vaterstadt zu vollenden. Diese brüderliche Eintracht wurde vom besten Erfolge gekrönt, und bald reihten sich Häuser an Häuser, Straßen an Straßen. Aber so wie jener Zugvogel, der sein Riesennest auf den höchsten Punkt der Menschenwohnungen erbaut, bei der Wiederkehr der schönen Jahreszeit, in Begleitung seiner treuen Gefährtin und seiner Angehörigen, seinen

Flug immer nur dahin richtet, von wo er durch die rauhen Elemente vertrieben worden war — so richtete auch die von einem rauhen Geschicke vertriebene, jetzt aber friedlich wieder heimgekehrte große Familie vor Allem ihr Augenmerk auf einen Punkt, auf die Trümmer eines Gebäudes, das ihre Ahnen wie ein Heiligthum verehrt hatten. Dasselbe war ehedem wohl nur eine prunklose Herberge, bedeutungslos nach ihrem äußern Anscheine, aber wichtig für die Bewohner der Reichsstadt, die deren inneren Räume nur mit einer heiligen Scheu betraten. Denn hier hatte einst ein unglücklicher Fürst, ein bedauernswürdiger Vater Schutz gegen die Verfolgungen des eigenen Sohnes gefunden.

Der deutsche Kaiser Heinrich IV. war nemlich auf seiner Flucht nach Worms gekommen, um in seinen Nöthen den Beistand der Bürger anzurufen. Dieser Beistand wurde ihm nach Kräften geleistet, denn nicht nur, daß man den Vater gegen den Sohn in Schutz nahm, wurde auch ein kleines Heer zu seiner Vertheidigung ausgerüstet. Heinrich belohnte diese Anhänglichkeit mit manchen Vorrechten, die der Stadt große Vortheile brachten. Die Dankbarkeit, die Liebe und die Anhänglichkeit erlosch selbst dann nicht bei den Getreuen, als der unglückliche Fürst verlassen und verachtet ward und selbst nach seinem Tode jahrelang keine Ruhestätte finden konnte. Als Zeichen dieser

seltenen Ergebung wurde das Haus, in welchem Heinrich auf seiner Flucht Obdach suchte, als Gemeingut betrachtet und als solches erhalten. Es hatte aber gleiches Schicksal mit den übrigen Gebäuden der Stadt, und die Wiederkehrenden richteten vor Allem ihr Augenmerk auf die Stelle, die einst dem alten Kaiser als Zufluchtsstätte gedient hatte. Mit unglaublicher Thätigkeit wurde an der Wiederherstellung des Nationaldenkmals gearbeitet, und nach kurzer Zeit war das Werk vollbracht; der alte Kaiser stand vollendet da und ging selbst auf die Neuzeit über.*)

Es war an einem schönen Frühlingstage. Die Lerchen sangen ihre Loblieder zu Ehren der wiedererwachten Gottesschöpfung, die ihre Schneedecke abgeschüttelt und ihr liebliches grünes Gewand wieder angelegt hatte. Alle Geschöpfe freuten sich ob der Wiederkehr der holden Blümlein, der lieblichen Gesänge der Waldbewohner, des eingekehrten Frühlings. Im „Alten Kaiser“ herrschte ein reges Leben, denn an diesem Tage sollte er seiner Bestimmung übergeben werden, die darin bestand, daß jeder Fremde, weß Standes er auch sei, hier eine gastliche Aufnahme finden solle, eingedenk der gastlichen Aufnahme, die „der alte Kaiser“ hier suchte und fand. Sämmtliche

*) Eines der ersten Gasthäuser in Worms ist „Zum alten Kaiser“ geschildet.

Zünfte der Reichsstadt waren durch ihre Altmeister vertreten und ein einfaches Gelage hatte alle Stände vereinigt, um den von fremder Hand entheiligten Boden nach deutscher Sitte wieder zu weihen. Schon war manches gewichtige Wort gesprochen, mancher Trost für das Aufblühen einer bessern Zukunft gegeben: als ein Fremder in das Zimmer trat, der durch sein würdevolles Aeußere die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog. Er wurde willkommen geheißen und eingeladen, sich in die Mitte der zwei ältesten Zunftmeister zu setzen, die ihm den Zweck ihres frohen Gelages erklärten und hinzufügten, daß es sie freue, ihn als erſten Gast bewirthen zu können.

„Es thut mir leid," erwiderte der Fremde, „Euch zu stören. Ich glaubte eine Herberge für mich und mein Pferd zu finden und —"

„Die findet Ihr, Herr!" unterbrach ihn ein Meister, „eine Herberge, wie sie wohl im deutschen Reiche nicht wieder gefunden werden dürfte. Auch Euer Pferd soll gut untergebracht werden; seid dessen gewiß, Herr, und trinket jetzt als deutscher Mann einen deutschen Labetrunk."

„Ich nehme Euer freundliches Anerbieten an," entgegnete der Gast, „und will einen Becher leeren, trotz einem gebornen Deutschen."

„Der Ihr doch wohl auch seid?"

„Nicht ganz, mein Freund!“ erwiderte der Fremde lächelnd.

„Wie ist das zu verstehen?“

„Auf eine einfache Weise: Seht dieses graue Haar, diese eingefallene Wange, diesen gebeugten Rücken, und Ihr werdet nicht leicht den einstigen thatkräftigen Soldaten wieder erkennen, der durch seine Geburt, durch den Boden, auf dem seine Wiege gestanden, verpflichtet wurde, ein grausamer Feind aller Derer zu sein, die die deutsche Zunge redeten.“

„Ist es möglich? kein Deutscher?“

„Wie gesagt: weder nach meiner Geburt, noch nach meiner ersten Erziehung. Meine Kindheit hat nie einen deutschen Laut vernommen, aber der Jüngling und der Mann haben deutsch fühlen und deutsch denken gelernt. Ich habe deutsche Sitte, deutsche Tugend, deutsche Treue lieb gewonnen, lieb, wie meine Heimath, lieb, wie meine Seele. O, daß ich Euch sagen könnte, was ich in Eurer Mitte gefunden und wieder verloren habe! — Doch, lassen wir das! Ihr habt mich zu Euerem Feste eingeladen und ich will Euere Freude nicht stören. Laßt uns einen Becher auf das Wohl der Wiedererstehung Euerer hart geprüften Vaterstadt leeren.“

Die Meister thaten ihm Bescheid, wußten aber nicht, was sie von ihrem Gaste halten sollten. Seine Augen hatten sich mit Thränen gefüllt und seine

Lippen bebten, als er sie mit dem perlenden Weine benetzte. Er trank seinen Becher bis auf die Neige leer und drückte seinem Nachbarn die Hand mit Herzlichkeit. Der unverkennbare Schmerz, der ihn erfaßt hatte, war den Anwesenden heilig, und Keiner wagte es, mit einer weitern Frage in ihn zu dringen.

Er verweilte noch geraume Zeit in der Mitte seiner freundlichen Wirthe, bis diese endlich das Gelage aufhoben und ihn einluden, die neu erstandene Stadt mit einigen Aeltesten in Augenschein zu nehmen.

„Ihr seid sehr freundlich," erwiderte er, „aber nicht das Neue hat mich hierher geführt, denn gerade dieses würde schmerzliche Erinnerungen in mir erwecken, sondern das Alte, das nie Zerstörte machte das Verlangen in mir rege, es vor meinem Ende noch einmal aufzusuchen. — Doch, Ihr versteht mich nicht und ich muß mich deutlicher erklären:

„Ich habe einst in hiesiger Stadt zwei Menschen kennen gelernt, die ich hoch schätzte, höher, als der Fremdling in der Regel den Einheimischen, höher, als der Feind den Feind, als der Bekenner des Gekreuzigten den Anhänger des alten Bundes zu achten pflegt. Ihr habt sie wohl gekannt, meine Freunde, denn Ihr habt gewiß der Wohlthaten nicht vergessen, die Ben Baruch mit seinem Weibe Euerer Stadt erwiesen hat. Diese edlen Menschen will ich heute auf ihren Ruhestätten besuchen, um ihnen ein letztes Lebe-

wohl zu ſagen. Das iſt der Zweck meiner Reiſe, und Ihr würdet mich zu Dank verpflichten, wenn Ihr mich dahin begleiten wolltet.“

Dieſes Verlangen wurde dem ſonderbaren Manne gewährt, und mehrere Zunftmeiſter begleiteten ihn auf den Begräbnißplatz der Juden.

Ben Baruch's Grab war bald aufgefunden, denn in deſſen unmittelbarer Nähe war man gerade mit einem andern Grabe beſchäftigt, in das ein neuer Bewohner des Friedhofs gebettet werden ſollte.

Der Fremde ſtand auf der Ruheſtätte des längſt heimgegangenen alten Freundes, und manche Thräne durchfurchte das ehrwürdige Geſicht des ſehr gealterten Herrn von Diliade. Er war tief in Gedanken verſunken, als ſich der Trauerzug mit dem einfachen Sarge langſam und feierlich heranbewegte. Man ſtellte dieſen vor dem Grabe nieder, die Aelteſten der Glaubensgenoſſen ſprachen ein lautes Gebet für die Todten, und die entſchlafene Hülle ward in die Grube geſenkt.

Während dieſes entſcheidenden Augenblickes — denn erſt jetzt glauben wir an den unwiederbringlichen Verluſt unſerer Lieben — hörte man ein lautes Schluchzen, das zuweilen von den Worten: „Mutter! geliebte Mutter!“ unterbrochen wurde. Ein junger Mann, der bisher der Leiche in ſtillem Schmerze gefolgt war, jetzt aber ſeinen Gefühlen nicht mehr gebieten konnte,

beweinte den Tod der geliebten Mutter, die man dem Schooße der Erde wieder gab.

Der Fremde sah den Trauernden mit prüfenden Blicken an. Er glaubte bekannten Zügen in ihm zu begegnen, und sein Herz fing an mächtig zu schlagen. Wie? sollte die Mutter, an deren offenem Grabe der Sohn weinte, Diejenige sein, die ihm das Theuerste auf Erden war? Doch, wie konnte das sein? wußte er ja, daß sie längst den heimischen Boden verlassen hatte. Aber gerade an Ben Baruch's Grabe — war es nicht möglich, daß die liebende Tochter vor ihrem Ende verlangt hatte, neben den Eltern zur Ruhe gebracht zu werden? — Diese Vermuthung gestaltete sich bei dem Fremden immer mehr zur Gewißheit und wurde endlich vollkommen bestätigt, als ein alter Mann mit schneeweißem Barte einige Worte des Trostes an den weinenden Sohn richtete.

„Deine Mutter," sagte er am Schlusse seiner Rede, „war eine fromme Magd des Herrn. Sie hat einen großen Kampf gekämpft und ist wie eine Heldin aus demselben hervorgegangen. Sie wohnt jetzt bei ihrem Vater, dem frommen Ben Baruch, der seine Judith freudig willkommen heißen wird. Der Gott unserer Väter möge sie aufnehmen in die Gemeinschaft seiner Dienerinnen. Amen."

Jetzt ward das Grab allmälig angefüllt und bald

bezeichnete ein Hügel die Stelle, wo das schönste jüdische Weib ruhte.

Der Fremde verweilte noch auf dem Friedhofe, als der Sohn der Verblichenen denselben schon längst verlassen hatte. Er kehrte aber nicht mehr in den „Alten Kaiser“ zurück, denn auf dem Grabe der geliebten Jüdin war dem treuen Christen das Herz gebrochen.

3 JY 61

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Caſſel.